OMNIBUS.
Belletristisches Blatt.
...jeden
...ag Morgen.
...r zwei spannenden
...manen
...er renommirtesten ...ne reiche Auswahl
...ndem Lesestoff.
...ovelletten,
...en, Satyren
...edichte,
...schtes, Miscellen etc.
—o—
Bedingungen:
...eis per Post:
...00 per Jahr.
... per Square
...10 Zeilen Nonpareil.
für jedesmalige Insertion $1.00
Ein Square per Jahr ....
.........$20.00
—o—
Nach Deutschland
versenden wir den Omnibus, wobei wir die ganze Frankirung be...
...r $5.00
...Monate 2.50
...Monate 1.25
...zelne Nummern —.10
—o—
...r seinen Freunden oder Ver...ten in Europa ein stets will...nenes Geschenk machen und ...n freundlichem Andenken ...nen erhalten will, wende ...enannte geringe Summe ...n, und sende ihnen den Omnibus.
—o—
Man adressire gefälligst:
Krippenstapel,
Louisville, Ky.

Jahrgang 5. Nummer 1.

OMNIBUS.



Der Unterhaltung, dem Witz und Humor gewidmet.

Louisville, Ky., Sonntag, den 1. Januar 1871.

...iel Glück zum neuen Jahr!

Mit dem heutigen Beginne eines neuen ...ahres feiert der „Omnibus" zugleich sei...n Eintritt in

das fünfte Jahr

...ines Bestehens: ein Zusammentreffen, ...elches ihm die willkommene Gelegenheit ...etet, einem Glückwunsche für sich selbst ...n an alle seine freundlichen Leser und ...olden Leserinnen anzureihen. Diesen ...ünscht er selbstverständlich alles mögliche ...te und die Erfüllung aller ihrer berech...n Hoffnungen, sich selbst aber läßt er ...n gewiß nicht unbescheidenen Wun...genügen, daß sie ihm das freund... Wohlwollen, das sie ihm bisher ent...ntragen, auch fernerhin zeigen und ...ahren mögen, wofür er ihnen das ...ch gemeinte Versprechen gibt, daß es ... höchstes Bestreben sein werde, sich ...lben würdig zu erweisen. Er schmei...t sich übrigens mit dem Gedanken, daß ...m die Gunst und Huld des Publikums, ...ren er sich bisher in so reichem Maße ...reute, nicht unverdient zu Theil ge...den ist, und er erblickt den besten Be... dafür eben in der stetigen Zunahme ...es Leserkreises. Fürwahr, wenn man ...it der Herausgabe eines Sonntags...es in unserm außer Louisville nur ...enigen Deutschen besiedelten Staate ...ypten Schwierigkeiten und Hinder... Betracht zieht, so darf der Omni... stolzer Befriedigung auf das bis ... ihm Erreichte zurück- und mit ...esen Hoffnungen in die Zukunft ... Was dem Herausgeber bei der ...g des „Omnibus" als Ziel vor...: er hat es erreicht. Er wollte ... zu einem Familienblatte ...lichen Sinne des Wortes ma...inem Unterhaltungsblatte, das ... Familie als ein willkommener ...gesehen, das von Jung u. Alt, ...nd Klein schon im Voraus freu...wartet werde, weil ein Jedes von ... weiß, daß er ihm Etwas seinem ...macke und Temperamente Zusagen...mitbringt, Keinem aber etwas, was ...willkommen oder gar anstößig wäre. ...ger gern gesehener Familiengast ...t der Omnibus in der That gewor...o zwar, daß er nicht bloß in die ...ien unserer Stadt und der Nach...te, sondern auch in einem großen ... der Ver. Staaten Eingang gefun...nd sich heimisch gemacht hat u. wirklich nur wenige Sonntagsblätter des Westens sich einer gleichen Verbreitung rüh...n können. Dieser, die kühnsten Er...tungen des Herausgebers übersteigen...Erfolg hat der Omnibus nicht nur ...eren Gehalt, sondern haupt...auch dem von Anfang an streng ...ltenen Grundsatze zu verdanken, ...einen Spalten Alles zu verbannen, ... bei irgend Jemanden begründeten ...stoß erregen könnte, namentlich Alles ... in das Gebiet des politischen oder ...giösen Parteibekenntnisses hinüber... Diesem Grundsatze wird er auch ... treu bleiben. Dagegen wird er vor ...nach seinen Lesern und Leserinnen ...das Beste und Neueste aus dem Ge... der Unterhaltungsliteratur, Ge..., größere und kleinere Erzählungen, ...gnisse der ernsten und heitern Muse, ...aber auch Belehrendes in anspre... der allgemeinverständlicher Form lie... Auch an guten Originalbeiträgen ... es nicht fehlen und sind zu dem Ende ...tige literarische Kräfte gewonnen wor...

Und so tritt denn der Omnibus, nach... er nochmals Alle, die ihm ihre rege Unterstützung zu Theil werden ließen, seinen herzlichsten Dank abstattet, mit den frohesten Hoffnungen seinen neuen Jahrgang an.



Fritze: Siehste? Somußet kommen! Nu haben die pfiffigen Engländers alle ihre Jewehre an die Franzosen verkooft, un nu, wo sie selbst in die Patsche stecken, da fehlts in allen Ecken.

Johann: Det schadt nischt; sie können von uns welche billig zu koofen kriegen.

Fritze: So? Un wenn et nu uns ooch dran fehlt?

Johann: Da fehlts nich so leicht; et kommen ja immer frische Sendungen von Amerika, wat man Neutralität nennt.

Fritze: Die amerikanischen Jewehre sin aber doch für die Franzosen!

Johann: Thut nischt, wir kriegen se doch alle!

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unser Spezial-Cabel.)

Louisville, 28. Dez. Dschahn ist aller Laster Anfang.

Louisville, 29. Dez. Dschahn hat aus den Haaren, die er in letzter Zeit lassen mußte, sich eine Zahnbürste angefertigt. Sein Gebiß ist dadurch nicht schärfer geworden.

Louisville, 28. Dezbr. Die Dummheiten in der „Einzigen" nehmen so riesige Dimensionen an, daß eine Vergrößerung des Formats in Aussicht genommen ist.

Brüssel, 25. Dez. Wir sind hier jedesmal bei der Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin vor Freude außer uns. Da nun aber jetzt der unerhört glückliche Fall eingetreten ist, daß die Gräfin von Flandern von Zwillingen entbunden ist, so sind wir wieder zu uns gekommen.

Louisville, 30. Dez. Ueber den feierlichen Einzug Sr. Majestät des Königs Aosta I. in Madrid erfahren wir durch unsern Spezial-Propheten bereits jetzt folgende Einzelheiten:

Gleich nach Mitternacht verkündet das Geläut sämmtlicher Sturmglocken, sowie der Donner zahlreicher Geschütze schwersten Kalibers den monarchsüchtigen Einwohnern der spanischen Hauptstadt die Annäherung des so heißersehnten Fürsten, welchem 100 weißgewaschene Carbonaris etwa eine halbe Meile vor den festversammelten Stadtthoren bereits die ersten Huldigungen durch reichgefüllte Orsinibomben auf purpurrothem Sammetkissen dargebracht haben.

Sobald der König, von Prim und den mit „Ja" verstimmten Cortes-Mitgliedern gezogen, das Weichbild Madrids betreten hat, naht sich ihm der oberste Alkade (Bürgermeister) nebst Gefolge, in Galla-Bewaffnung bis an die Zähne, kredenzt ihm einen großen spanischen Bittern und heißt den Herrscher im Namen der überseligen Bevölkerung in einem hochpoetischen Pasquill willkommen, während in der Haupt-Cathedrale das "De profundis" von Bettelmönchen im glänzendsten Festornate gesungen wird. Nach den üblichen Dankesworten und Versprechungen des Königs, nimmt der Festzug seinen Weg durch die mit Fußangeln und Torpedos bestreute und durch zahlreiche Barrikaden geschmückte Calle d'Alcale; alle Fenster der Palläste zu beiden Seiten der Straße sind von holden Damengruppen besetzt, welche unter jubelnden „Pereat's" einen wahrhaften Blumenregen von "Cactus ollatus", "Urtica urens", „Petroleum odoriferatum" etc. auf den Monarchen herabströmen lassen.

Auf der Plazza mayor angelangt, wird Se. Majestät von den im Festkleide und mit ihren Emblemen erschienen Deputationen der Steinsetzer, Gerber, Grobschmiede, Walkmüller und Rohrfabrikanten in Empfang genommen u. ins Schloß bis an die Stufen des mit spanischen Fliegen gepolsterten Thrones geleitet, worauf dann, unter den Feierklängen der von dem versammelten Volke intonirten spanischen Nationalhymne (Schmeissos los rausso lo Judo Itzigo)—unjefähr das österreichische: „Gott erhalte Franz den Kaiser!"—die große Krönungs-Mine sich entladet.

Ein furchtbares Gaunerstück an's Licht gebracht.

Eine mysteriöse Begebenheit, deren Anfänge noch in tiefes Dunkel gehüllt sind und erst mit dem letzten Akte, der im Gerichtssaale seinen Abschluß finden wird, zu voller Aufklärung gelangen können, hat sich in Wien in den letzten Tagen ereignet. Die Nebenumstände, von welchen der Plan zu einem gemeinen Verbrechen begleitet war, klingen so romantisch, daß man den Vorfall für eine erdichtete Schauergeschichte aus der Ritterzeit halten würde, wenn nicht die Protokolle, die beim W. Landesgericht vorliegen, die volle Wahrheit documentirten. Allerdings spielt auch „blaues Blut" eine Rolle in der Affaire, aber welcher Art sie ist, bildet noch den Gegenstand der Untersuchung. Ein Attentat auf einen reichen Bürger war der Zweck eines Unternehmens, das nur durch die Wachsamkeit der Sicherheitsbehörde und die Geschicklichkeit, mit der Polizeicommissär Pittner in Margarethen alle Fäden des Planes in seine Hände zu bekommen wußte, vereitelt wurde.

In der Nacht zum vorigen Sonnabend sah ein Sicherheitswachmann einen ganz anständig gekleideten Mann in der Griesgasse vor dem Hause Nr. 30 lange Zeit auf- und abpatrouilliren. Ein nicht numerirter Wagen, dessen Kutscher eine sogenannte „Bunda" trug und keine Abzeichnung hatte, fuhr langsam in der Griesgasse hin und her. Als der Sicherheitswachmann sich dem Manne näherte, suchte sich dieser zu entfernen und floh eiligst, als der Sicherheitswachmann ihm folgte; er wurde jedoch erfaßt und der Kutscher, der dies beobachtet hatte, fuhr schnellstens davon. Der Angehaltene wurde vor den Commissär Pittner geführt, und er erzählte diesem folgende Geschichte:

„Ich heiße Martin Kubo und war Taglöhner bei den Donau-Regulirungsarbeiten; vor einigen Tagen kam ein unbekannter Herr zu mir, klein, untersetzt, stark, der eine dunkle Brille und einen langhaarigen Winterrock trug und fragte, wie viel ich täglich verdiene. Als ich ihm die Höhe des Lohnes mittheilte, fragte er mich, ob ich nicht mehr verdienen wolle, er wisse mir ein Geschäft anzugeben, bei dem ich täglich zwei Gulden, nach Beendigung desselben dreihundert Gulden und für die Zukunft sogar mehrere Tausend Gulden erwerben könnte. Ich erwiederte, es käme nur darauf an, was dies für ein Geschäft sei, worauf er antwortete, es handle sich um eine politische Geschichte. Ein Herr, der in der Griesgasse Nr. 30 wohne, sei zu beobachten und im günstigen Augenblicke habe er mit noch zwei Genossen, die ihm bezeichnet werden, diesem Herrn einen Sack über den Kopf zu werfen, ihn zu binden und zu knebeln u. in den stets bereit stehenden Wagen zu werfen, mit dem man dann vor die Linie fahren werde. Er brauche nichts zu befürchten, denn er, der Versucher, habe stets einen sechsläufigen Revolver bei sich, und sowie sie vor die Linie gekommen, schieße er Jeden nieder, der ihnen folgen wollte.

Ich ging auf diesen Antrag ein, erhielt 5 fl. als Handgeld und am anderen Tage war ich um ¾7 Abends im Parke von der Technik; dorthin kamen noch zwei Männer, die ich früher nicht kannte, und der Herr, der mich gedungen. Er gab uns Jedem zwei Gulden als Taglohn und wir gingen an unsere Posten in der Heumühlgasse, Hundsthurmerstraße und Griesgasse. Gegen neun Uhr kam der Herr und führte noch einen Herrn am Arme. Der war das Opfer. Unser Bekannter begleitete ihn bis zu einer Straßenbiegung, nahm schnell Abschied mit czechischen Worten, und kaum fünf Minuten später erschien er wieder, aber als Kutscher verkleidet, mit einem zweispännigen, nicht numerirten Wagen. Zur Ausführung des Vorhabens kamen wir jedoch nicht."

So wenig glaubwürdig diese Erzählung klang, durfte sie der Commissär doch nicht unbeachtet lassen; Herr Pittner suchte zuerst über die Person, die als Opfer auserlesen war, Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr, daß diese der ehemalige Tischlermeister, nunmehr Hausbesitzer Wolf, Griesgasse 30, sei, der ein Vermögen von etwa achtzigtausend fl. besitzt, von seiner Frau geschieden ist, und an Cavaliere Geld zu verleihen pflegt. Prinz Wittgenstein und Graf Friedrich Mirbach sind jetzt seine Schuldner, und der Letztere war eben am 25. d. bei ihm und hatte 20 Napoleonsd'or erborgt. Mit der Zahlung älterer Schulden seien sie freilich noch sehr im Rückstande, und er besitze Wechsel von ihnen auf namhafte Summen. Einen Feind oder Jemanden, der ihm nachstellen würde, habe er nicht. Er gehe jeden Abend zur „Kugel" in die Stadt, um Pilsener Bier zu trinken und treffe dort mit seinem Freunde Adolph März zusammen, der ihn gewöhnlich bis auf die Wieden begleite, da er im „goldenen Kreuz" wohne. Herr Commissär Pittner ließ sich eine Personalbeschreibung des Hrn. März geben, und siehe da, sie paßte ganz zu der Schilderung, die der Tagelöhner Kubo von jenem Herrn gemacht, der ihn gegen Herrn Wolf gedungen. Es war dies zwar eine Bestätigung für die Angaben Kubo's, allein sie war noch nicht genügend. Es mußten auch noch die beiden anderen gedungenen Männer aufgefunden und auch von ihnen März recognoscirt werden. Sonnabend Abends um 6 Uhr kam Herr Pittner mit einem Wach-Inspektor, Beide in Civilkleidung, zur „Kugel", nahmen an der Seite des Herrn Wolf Platz, und bald kam auch Derjenige, den sie suchten, den Wolf als seinen Freund März, Kubo aber als Denjenigen bezeichnet hatte, der ihn gemiethet. März wurde nun eingeladen, auf's Commissariat zu fahren. Bestürzt folgte er und als er dahin kam, waren inzwischen auch die beiden andern Männer verhaftet, die er gedungen. Es waren dies die beiden Taglöhner Swobada und Borzil. Man hatte sie in den Leopoldstädter Kaffeeschänken gesucht, aber nicht gefunden, allein um 7½ Uhr stellten sie sich regelmäßig vor dem Polytechnium ein, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen, und hier wurden sie verhaftet. Jeder von ihnen erzählte genau so wie Kubo, zu welchem Zwecke er gedungen sei, bezeichneten Herrn Wolf als die Persönlichkeit, gegen welche das Attentat beabsichtigt war, und schilderte Denjenigen, der sie gedungen, so daß ihre Beschreibung ganz auf März paßte.

März selbst mußte dies anerkennen, zitternd stand er vor dem Commissär, dankte ihm für die milde Behandlung, die er ihm zu Theil werden lasse, gab aber doch, befragt, ob er die Person sei, zur Antwort: Nein! Er suchte keine Gegenbeweise, er schützte kein Alibi vor, er widersprach nicht einzelnen Thatsachen, er gab nur Nein zur Antwort, er verlegte sich auf bloßes Leugnen und widerstand jeder Aufforderung, den Zusammenhang in dieser ganzen Affaire aufzuklären.

Wer ist aber Herr März? Herr Wolf bezeichnet ihn als seinen Freund. In der That war er jedoch der Freund des Grafen Mirbach und des Prinzen Wittgenstein, denen er Darlehen verschaffte, und von deren Unterstützungen er lebte. Er war es, der den Grafen Mirbach mit Wolf zusammengeführt hatte und unter der lügenhaften Angabe, der Graf würde auf sein Gut Kosmanos bei Jungbunzlau 600,000 Gulden von einer Bank erhalten, Gelder für ihn aufnahm. In der That gehört dem Grafen Mirbach kein Stein von Kosmanos, Kosmanos ist sequestrirt. Er selbst hat längst sein Erbe verzehrt und seine immensen Schulden, die nicht immer in der honnetesten Weise contrahirt gewesen sein mögen, haben ihn wiederholt mit dem Landesgericht in Conflikt gebracht. Jetzt ist sein Schuldenstand schon wieder auf 164,000 Gulden angewachsen, ohne daß er die geringste Aussicht hätte, etwas davon zu bezahlen. März half ihm, diese Darlehen aufzunehmen, und erhielt seinen Theil von jedem gelungenen Geschäft. Entsetzt lernte jetzt Hr. Wolf den wahren Charakter seines „Freundes" kennen. Er hatte sich ihm ohne allen Vorbehalt anvertraut, März hatte immer czechisch mit ihm gesprochen und die heimathlichen Klänge hatten sein Ohr und sein Herz so tief berührt, daß er ihm vollständig vertraute, und nun sei er so arg enttäuscht. März weinte selbst „Krokodilsthränen", als ihm dies vorgehalten wurde, aber er verweigerte jede Auskunft, ob er oder ein Anderer etwas gegen Wolf im Schilde führte, und was gegen diesen beabsichtigt worden sei. Gegen sein Leugnen waren die übereinstimmenden Aussagen von Kubo, Swobada und Borzil ein schwer wiegendes Argument. Kubo gab aber noch einige besondere Kennzeichen gegen ihn. Er erzählte, der Herr habe eine Uhr gehabt, die hinten kein Metallblatt, sondern Glas gehabt hatte—in der That besitzt März eine solche Talmigold-Uhr. Ferner sagt Kubo: „Als wir eines Abends unverrichteter Sache wieder fortfuhren, saßen Swobada und Borzil im Wagen, ich saß neben dem Kutscher, und wenn man einen so nahe hat, dann täuscht man sich doch nicht in seiner Person."

Aus allen diesen Angaben ist es klar, daß gegen Wolf irgend eine Gewaltthat beabsichtigt war; ob man es darauf abgesehen hatte, ihn seines baaren Geldes zu berauben, ihm Papiere abzunöthigen oder sonst eine Pression auszuüben, und ob März auf eigene Faust oder in fremdem Auftrage handelte, das kann erst durch die weitere Untersuchung aufgeklärt werden. Graf Mirbach und Prinz Wittgenstein werden jedenfalls eingeladen werden, über ihre Beziehungen zu März Auskunft zu geben.

Die drei Tagelöhner, die zur Gewaltthat gedungen waren, suchen sich nun damit zu entschuldigen, daß sie angeben, sie hätten dieselbe nie ausgeführt und absichtlich die Ausführung hingehalten. Kubo meint, wenn er nur 100 fl. herausgezogen hätte, wäre er selbst davongegangen, an die 300 fl. zum Schluß und an die 1000 fl., die im Auslande zu verdienen gewesen wären, hätte er nicht geglaubt. Swobada sagt, die Sache sei ihm nicht rein und sicher erschienen und er habe sich selbst sehr gefürchtet. Borzil aber gesteht, er habe Alle anzeigen wollen, wenn sie einmal „Alle" beisammen gewesen wären, nun sei allerdings er früher erwischt worden. Sie haben bald, weil Leute in der Straße waren, bald, weil der Eine oder der Andere sich verspätet, den Gewaltakt unterlassen.

Das Landgericht übernimmt nun die Aufgabe, ein volles Licht über dieses mysteriöse Nachtbild zu verbreiten und wir werden nicht ermangeln, das Resultat der Untersuchungen unsern Lesern mitzutheilen.

Eine gelungene Cur.

Von T. S. Braun.

(Fortsetzung.)

O, Papa, hier ist's schön! rief Susanna aus, als sie über den See nach dem lieblichen Winkel von Cantone hinüber ruderten; Du bist schon ganz jung davon geworden. Sie lehnte sich zärtlich an seine Schulter, er schlang seinen Arm um sie und schaute sinnend über das Wasser hin.

Ich hatte in der That allen Glauben an die Schönheit der Welt verloren, sagte er, und er mußte mir so zu sagen erst wieder in die Hand kommen.

Nun aber halt ihn fest, Papa, flehte Susanna zärtlich, wir wollen Dir auch immer helfen.

Immer? sagte er und schaute mit feuchten Blicken von der Einen zur Andern und dann, Verständniß suchend, zu Corona hinüber, die mit Wohlgefallen dieses Familienbild betrachtete.

Was hast Du, Papa, Du willst uns doch nicht wieder in Pension thun? rief Susanna erschrocken. Wir lassen Dich nicht mehr allein, seit wir wissen, daß Dir so einsam zu Muthe gewesen. Er küßte die neben ihm Sitzende auf die Stirn, nickte Johanna zärtlich hinüber u. sagte: Recht, meine Kinder, laßt mich nicht wieder allein!

Er dachte im Stillen, es ist eine Schutzwehr gegen zu rasche Eindrücke, wenn ich sie auch nicht immer bei mir behalten wollen darf.

Papa, Du bist rückfällig, rief die lose Susanna mit schmeichelndem Vorwurf. Ich sehe die Sorgenfalte wieder auf Deiner Stirn, und zuletzt wird Frau Corona auch wieder traurig werden, wenn Du so ernst sein willst. Hanna und Sanna aber erkennen es jetzt für ihre Mission an, allen Sorgen und aller Traurigkeit den Krieg zu erklären. Und wir wollen tapfere Streiter sein, nicht, Hanna?

Mit Seel' und Leben, erwiderte diese warm, aber wir brauchen Verbündete. Helfen Sie uns ein wenig, sagte sie bittend, indem sie vor Corona niederkniete und so innig aus den sanften blauen Augen zu ihr emporschaute, daß Corona, einem warmen Gefühl gehorchend, sich niederneigte und das liebliche Kind auf die Stirn küßte.

Hanna erhob sich, und als wäre es ganz selbstverständlich, nahm Sanna in der gleichen Stellung den verlassenen Platz ein und neigte die Stirn zum Kuß, welchen Corona zu geben auch nicht zögerte.

So, das war der Weihekuß, sagte sie, sich erhebend, jetzt haben wir Zauberkraft. Wenn jetzt die Sorgenfalte erscheint, Papa, bricht der ganze Spuk los. Hüte Dich.

Das Boot landete, man stieg aus und verabschiedete den Schiffer, nachdem man Weisungen über den einzuschlagenden Weg von ihm empfangen hatte. Die Schwestern hüpften—blumenpflückend—voran und jauchzten vergnügt über die reiche Ausbeute. Corona und der Justizrath folgten in ernsten Gesprächen. Corona pries ihn glücklich im Besitz so lieblicher Töchter, und er klagte sich an als selbstischer Vater, indem ihn die Angst völlig verfolge, es könnten Freier auftreten und er, nachdem er sie jetzt erzogen und kaum das Leben mit ihnen gekostet habe, sie wieder hergeben sollen. Ich fühle einen Haß gegen jeden möglicher Weise auftretenden Schwiegersohn, sprach er heftig grollend, und Rachegedanken erfüllen mich gegen ihn.

Corona lächelte. Das ist freilich ein krankhaftes Gefühl, sagte sie mild, doch ich will Ihnen wünschen, daß Sie die geliebten Kinder noch lange behalten. Sie sind so jung und das Leben ist ja lang.

Ein banger Seufzer entschlüpfte ihrer Brust. Der Justizrath schaute sie theilnehmend an. O, meine gnädige Frau, sagte er vorwurfsvoll, keine Traurigkeit. Ihrer Jugend steht sie nicht wohl an, Sie haben noch Anspruch an das Glück.

Sie ließ die großen grauen Augen einen Moment sinnend auf ihm ruhen und erwiederte: Sie sind als Mann jünger wie ich als Frau.

Er wollte etwas entgegnen, als die Mädchen herbeiliefen und aufmerksam machten auf ein einsames weißes Haus, welches ganz unbewohnt schien und einen seltsam unheimlichen Eindruck hervorrief.

Es mußte ein altes Gebäude sein, der Justizrath entsann sich jetzt, daß er schon davon hatte reden hören, es hatte vor Zeiten als Sammelplatz der Hexen gegolten, und zu Ende vorigen Jahrhunderts hatte ein französischer Baron seine Sommerresidenz hier gehabt und wie ein kleiner Fürst in einem Strudel von Lustbarkeiten gelebt.

Man blickte neugierig zu dem Hause hinüber, die Läden waren geschlossen, der Zugang verwildert und verwachsen, die Thür schien sich lange Jahre nicht geöffnet, kein Fuß den Weg zu ihr gesucht zu haben. Die Mädchen empfanden ein lebhaftes Verlangen, das Innere des Hauses zu erkunden, und blickten, oft noch stehen bleibend, zurück. Es winkte mit magischer Gewalt wie ein verschlossenes Geheimniß zu ihnen herüber und entfaltete den vollen Flug ihrer Phantasie. Endlich war es ihren Blicken entschwunden; nicht ihrer Erinnerung. Es beschäftigte sie wiederholt und machte den Gegenstand ihrer Unterhaltung aus.

Als man an dem Curhause zu le Prese angelangt war und sich von Corona trennend, noch einige Augenblicke plaudernd dastand, erwogen die Mädchen fröhlich die Ausbeute des heutigen Ausfluges: die schöne Seefahrt, der herrliche Rückweg, die Entdeckung des gespenstischen Hauses und vor Allem der unverhoffte Fund einer Drias octopetala, Alpen-Dryade. Es war ihnen unbekannt, daß dieses Kind der Alpen zuweilen von den Bächen und Flüssen in die Thäler entführt und verpflanzt wird, weshalb sie geneigt waren, auch diesen Fund für spukhaft und außergewöhnlich zu erklären.

Ach, rief Johanna heiter aus, nun trau' ich uns zu, daß wir auch eines Tages Dianthus glacialis, die schöne rosige Gletschernelke, am Wege finden werden, nach welcher ich so heißes Verlangen hege und welche wir an ihrem Standort niemals pflücken werden, da Papa solche große Partien bei seiner Cur nicht machen darf. Sieh, wie der Palü-Gletscher lockend herüberleuchtet und köstliche Beute verheißt.

Wir wollen hoffen, Hanna, sprach die Schwester, vielleicht macht Papa nach Beendigung der Cur noch einige größere Ausflüge mit uns.

Aber sind wir nicht unbescheiden, nahm Hanna wieder das Wort, während der Vater, noch im Gespräch mit Corona vertieft, ihrer nicht achtete, langen schon nach Höherem hinaus, während wir noch berauscht sind von der unerwarteten Schönheit dieser Umgebung, dem—Zaubergedicht, schloß sie leiser, und die Blicke der Schwestern suchten einander in dem eingebrochenen Dunkel des Abends.

Ein Fenster klirrte leise hinter ihnen, sie schraken zusammen, als ob sie etwas Böses gethan, und schmiegten sich aneinander. Nichts rührte sich.

Es war der Zugwind, beruhigte Susanna flüsternd, aber wie merkwürdig, am Mittag! Genau Deine Worte. Du wurdest ganz roth vor Ueberraschung.

Ja, und kaum daß die dumme Röthe verlaufen ist, wiederholt er das Wort in anderer Sprache, und ich fühle sie wieder aufsteigen. Es war schrecklich. Ich glaube, er hat es bemerkt; was soll er denken!

Gute Nacht, meine jungen Damen, unterbrach Corona. Es folgte eine Verabredung für die Morgenstunden, in denen der Justizrath von seiner Cur in Anspruch genommen war, und nun suchte man die Zimmer auf und nach leichtem Imbiß die Nachtruhe.

Corona und die Mädchen saßen am andern Morgen mit Handarbeiten beschäftigt im Garten, als auf dem Balcon Frau Kerst erschien. Sie lehnte sich auf das eiserne Geländer, stützte das Kinn in die Hand und blickte in die Gegend hinaus. Sie sah bleich aus und hatte eine müde und traurige Haltung; Armida war nicht zu sehen.

Ach mein Gott, sprach Susanna, indem sie zu ihr hinüberblickte, die arme Frau hat gewiß großen Kummer; sie sieht völlig muthlos aus.

Kein Wunder, erklärte Johanna, eine kranke und gewiß höchst sonderbare Tochter zu haben und niemals aus der Krankenstube zu kommen—das muß wohl niederschlagen.

Was sagen Sie da? fragte Corona theilnehmend, und die Mädchen erzählten von ihren Beobachtungen und was sonst zu ihren Ohren gedrungen, über die Grillenhaftigkeit der Kranken und die zu große Nachgiebigkeit der Mutter.

Corona saß einige Zeit in schweigendem Nachdenken, dann sagte sie: Man muß der armen Frau und der Kranken zu Hülfe zu kommen suchen. Ich werde ihnen noch heut' einen Nachbarschaftsbesuch machen und sehen, ob ich Gelegenheit finden kann, ihnen nützlich zu sein. Wie sollte es mich freuen.

O, und wenn wir helfen dürften, bat Johanna, und Susanna setzte feurig hinzu: Wie gern sollte es geschehen.

Um elf Uhr etwa, nachdem die Mutter längst schon vom Balcon verschwunden gewesen, kam Armida zum Vorschein, mit allem Ballast an Kissen, Decken, Tränkchen, Fläschchen u. s. w. Die Mutter nahm, nachdem sie ihr die Kissen und Decken zurechtgelegt, mit einem Strickstrumpf in den Händen ihr gegenüber Platz. Da war der rechte Augenblick für Corona gekommen, und sie verließ den Garten, um ihr Vorhaben auszuführen. Die Mädchen begleiteten sie, um sich zum Vater zu begeben, welcher heut' mit dem Schreiben nothwendiger Briefe sich länger als gewöhnlich im Zimmer verweilt hatte.

Corona machte eilig die passende Visitentoilette und ließ sich anmelden. Sie wurde angenommen. Armida hatte eine gesellige Laune und verlangte den Besuch zu sehen, welchen sie von ihrem Balcon herab schon beobachtet und interessant gefunden hatte; also geleitete Frau Kerst Corona nach dem Balcon und bat sie hier, Platz zu nehmen.

Armida grüßte artig, aber sehr elegisch und ohne sich zu erheben. Man unterhielt sich und kam auf gemeinschaftliche Bekannte, obwohl man nicht am gleichen Orte lebte, und Corona erkundigte sich theilnehmend nach der Ursache des Leidens Armida's.

Diese hob wie abwehrend die Hand. Ach, wenn ich da wollte anfangen zu erzählen, sagte sie und schüttelte verzweifelt das Haupt.

Das ist ein Capitel ohne Ende, setzte die Mutter traurig hinzu, und es folgte ein schmerzliches Schweigen.

Wie traurig ist doch das, ganz besonders bei Ihrer Jugend, mein Fräulein, sprach Corona. Aber es wird hier besser werden, Sie sehen so kräftig, ja blühend aus, daß das Leiden wohl quälend, aber keineswegs besorgnißerregend sein kann. Hoffen Sie nur das Beste.

Ach, entgegnete Armida, die Hoffnung habe ich längst aufgegeben. Für mich ist keine — das hat der Arzt mir zugegeben.

Wie! rief Corona erschreckt aus und blickte fragend zur Mutter hinüber.

Diese blieb ziemlich ruhig bei den trostlosen Worten der Tochter und sagte nur beschwichtigend: Du hast wohl mißverstanden, Armida, ich habe etwas Aehnliches aus seinem Munde nicht gehört.

Du willst mir's nur ausreden, entgegnete Armida, ich kenne das, aber ich weiß, was ich weiß, u. übrigens brauchte mir's kein Arzt erst zu bestätigen, ich fühle es am besten selbst.

Der Patient täuscht sich viel, wandte Corona mit sehr sanftem Tone und einer so herzlichen Theilnahme im Blick zu Armida gewendet ein, daß diese den Widerspruch nicht bitter empfinden konnte, Sie dürfen schon um der Ruhe Ihrer Frau Mutter willen einer solchen Hoffnungslosigkeit nicht Raum geben.

Nun, wenn ich diese einzige Linderung meines Elends nicht einmal haben sollte, rief Armida verletzt aus, wenn ich nicht einmal zu meiner Mutter mein Herz ausschütten und ihr meine entsetzlichen Leiden klagen dürfte! Sie wissen nicht, gnädige Frau, was es heißt, meine Schmerzen, meine schlaflosen Nächte zu ertragen—Sie würden sonst nicht es für möglich halten, daß ich meiner Mama, die immer um mich ist, es verbergen könnte.

Corona schaute sie sehr forschend an und sagte dann mild, aber fest: So war es nicht gemeint. Und damit schlug sie eine andere Unterhaltung an und endete den ersten kurzen Besuch mit der Bitte, bald wiederkommen zu dürfen.

Wenn es Armida erträglich geht, wird uns Ihr Besuch sehr willkommen sein, erwiderte Frau Kerst.

O, sprach Corona innig, indem sie die Hand der Dame faßte, das ist der Umgang nicht, welchen ich allein verstehe. Ich bitte um die Erlaubniß, mich täglich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen, und wollte noch hinzusetzen—sie stockte einen Moment, dann fuhr sie fort: Da sind hier ein paar allerliebste Mädchen, eine wahre Herzerfrischung für Jeden, welchem sie nahen. Sie schließen sich mir mit liebenswürdiger Zutraulichkeit an. Erlauben Sie, daß ich auch Ihnen abwechselnd einige Zerstreuung zu bieten suchen, oder Sie mit uns hinausführen an die schönen Punkte, welche die Umgegend bietet. Wenn das Fräulein verhindert ist, sich Bewegung durch Promenaden zu machen, wird sie doch gegen eine Kahnfahrt bei gutem Wetter nichts Einspruch erheben, da das Boot vom Garten aus zu besteigen ist, und wenn Sie, gnädige Frau, einen Spaziergang zu machen wünschen, so bleibt indeß die Eine von uns Dreien bei der Kranken und die Andern begleiten Sie in's Freie.

Die Mutter erhob die Hand, als wollte sie sagen, ich kann nichts versprechen, und Armida rief aufgeregt: Das thut meine Mama mir nicht an, ich kenne sie, sie wird mich nicht verlassen, sie weiß, daß sie mein einziger Trost ist.

Wieder der still forschende Blick aus Corona's Augen, dann sagte sie: O, es ist so wunderbar schön auf dem See! Ich habe beschlossen, jeden Tag gegen Abend eine Fahrt zu machen, wo die Beleuchtung die schönste ist. Ich bin eine hartnäckige Person, fuhr sie lächelnd fort, und werde jedes Mal bei Ihnen anfragen, ob Ihr Befinden Ihnen erlaubt, mich zu begleiten.

Damit wollte sie sich, ohne eine Zusage erzwingen zu wollen, abermals verabschieden, als Otto eintrat nnd nach der ersten Begrüßung ausrief: Heute mußt Du ins Frei, Armidchen, ich habe schon Träger bestellt, die Dich hinabtragen sollen, da Du nicht gehen kannst. Es ist geradezu himmlisch Wetter draußen.

Armida wandte sich ohne zu grüßen und zu sprechen ab und schloß die Augen, zum Zeichen, daß sie nichts hören und sehen wolle.

Noch böse von gestern, Mühmchen? fuhr er neckend fort. Ei, das ist ja ungerecht; Du weißt, ich steckte den Schlüssel in der Zerstreuung zu mir und glaubte ihn nur umgedreht zu haben. Straft man ein so leichtes Vergehen so hart? Und war meine Buße nicht groß genug?

Ich bin die Nacht todtkrank gewesen in Folge der gehabten Aufregung, entgegnete Armida jetzt mit leidender Stimme. Am Orte ist kein Schlosser, und bevor der aus Paschiavo herbeigeholte erschien, war die Sonne längst hinter den Berg gegangen und ich mußte mich natürlich in den Tod erkälten.

Corona hatte unterdeß noch einige freundliche Worte mit Frau Kerst gewechselt und schied nun, während Otto noch blieb. Er zog einen Sessel dicht neben Armida und begann im Tone brüderlicher Vertraulichkeit zu erzählen und zu plaudern, unbeirrt davon, daß sie den Kopf abgewendet von ihm seitwärts in die Kissen drückte und die Augen geschlossen hielt. Er plauderte so lange das launigste Zeug, bis er ihre Lachmuskeln beben sah und wußte, daß er gesiegt hatte. Dann fuhr er zutraulich fort: Höre, Armida, Alles, was ich für Dich thue, fordert eine Vergeltung.

Sie schlug ihn empört auf die Hand.

Danke, sagte er, ihre weiche weiße Hand festhaltend, die sie ihm nun vergeblich zu entziehen trachtete. Dies Pfand halte ich also schon in meiner Hand und Du mußt es durch ein Versprechen auslösen.

Armida begann einen heftigen Kampf um die Freiheit ihrer Hand, aber eisern hielt er sie umschlungen und fuhr begütigend fort: Nur ruhig, Cousinchen, sie wird sogleich von selbst frei, nachdem Du das rechte Wort gesprochen. Was geschieht, wenn Du es nicht sprichst — das wird sich später finden. Höre jetzt! Da Du Deine prächtigen schwarzen Augen immer so schmollend von mir abwendest, habe ich ein Paar andere Sterne erkoren, nach deren Licht ich sehnsüchtig ausschaue. Du sollst dafür sorgen, daß sie zuweilen in meinen Gesichtskreis treten, sollst Freundschaft mit ihnen schließen, schon um des entzückenden Contrastes willen—sie sind schüchtern und blau wie das Veilchen im bergenden Moose und die Deinen schwarz und blitzdurchleuchtet wie grollende Gewitternacht.

Sie riß an der gefangenen Hand, aber er hatte sich vorgesehen.

Sprich, was ist mein Lohn, wenn ich es thue? fragte Armida jetzt überlegend.

Ha! rief er empathisch aus, meine Dankbarkeit wäre unbegrenzt. Ich führte Dich auf die höchsten Gipfel der Alpen.

Abscheulicher! sagte sie.

Ich bringe Dir einen köstlichen Verehrer, einen Adonis, wie Du noch keinen gesehen, mit Augen, die Dir nicht weniger herrlich erscheinen und Dir in Dein loses Mädchenherz nicht weniger tief hineinschauen werden, als mir jene blauen, süßen, heiligen—

„Sei still," sagte sie, „das paßt Alles nicht."

Ich bringe Dir das unvergleichliche Original, den Briten, Lord Stanley.

Das Ungeheuer? rief sie auffahrend, den Kecken, der heute schon wieder seit einer Stunde dort mitten auf dem Wege steht und heraufstiert?

Otto lehnte sich über die Barrière und grüßte den Lord mit lautem: „Guten Morgen, Mylord, wie ist der Spaziergang bekommen?"

Armida wollte aufspringen und den Balcon verlassen, aber die eiserne Hand hielt sie gefesselt, und es blieb ihr nichts übrig, als Stillsitzen.

Der Lord lüftete seinen kleinen Hut, nickte und verlor sich in die Büsche.

Nichts thue ich mehr für Dich, da Du mich compromittirst, anstatt zu rächen, schrie Armida aufgebracht.

Das verstehst Du nicht, Armidchen, erwiederte er, wie der Erfolg lehrt. Der Lord ist fort, was willst Du mehr?

Geh' jetzt, gebot sie, Du läßt mir ja keine Ruhe mehr, ich kann das nicht vertragen, Du machst mich noch elender, als ich schon bin.

Sogleich. Willst Du Freundschaft schließen mit den Blauen?

Quälgeist, sagte sie, ungeduldiger werdend, so laß hören. Meinst Du die Zwillingsschwestern? Die kommen heut' schon von selbst.

Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und entließ die gefangene Hand mit einem galanten Kusse.

Ich meine sie, sagte er feierlich und legte die Hand mit Pathos auf sein Herz.

Nun, so geh', sprach sie, ihn fortwinkend, ich muß Ruhe haben.

Augenblicklich, erwiderte er, sich schnell erhebend und Hut und Stock nehmend. Nun, wo ist Hut und Mantille für die gnädige Frau? herrschte er dem eintretenden Mädchen zu, das ganz erschrocken eilig nach dem Verlangten lief, als habe sie sich eine Versäumniß zu schulden kommen lassen. Otto hing es der Tante um, die abwehren wollte, aber er flüsterte ihr zu, er habe ihr etwas zu sagen, und so fügte sie sich.

Auf eine Minute, Armida, ich gehe nur einmal im Garten auf und nieder.

Mama, liebste Mama, geh' nicht fort, mir ist so himmelangst! rief Armida, ich kann nicht allein sein!

Sogleich sollst Du Ruhe haben, rief Otto absichtlich mißverstehend, und zog die Tante mit sanfter Entschiedenheit hinaus.

Unten sagte er liebreich und ohne all den sonst zur Schau getragenen Humor: Es war nur eine wohlgemeinte List, liebste Tante, um Dich loszureißen. Ich habe Dir nichts Neues zu sagen, um an die Vorschrift des Arztes zu erinnern, daß es unsere Pflicht ist, Armida zu beherrschen und nicht uns ihren krankhaften Grillen zu fügen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tomatos als Speise.

Dr. Bennet, ein Professor von ziemlicher Berühmtheit, betrachtete die Tomato als eine Speise von unschätzbarem Werthe und schreibt dieser Frucht außerordenlich wichtige Eigenschaften zu. Nämlich:

1., daß dieselbe eins der wirksamsten Absonderungs-Mittel gegen schädliche Ansammlungen in der Leber und andern Organen des menschlichen Körpers sei.

2., daß ein chemisches Extract aus dieser Frucht erzielt werden könne, der in Behandlung von Krankheiten den Gebrauch des Calomel übertrifft.

3., daß der Professor Fälle von Diarrhoe allein mit diesem Artikel erfolgreich behandelt habe, und

4., daß die Frucht, als Speise genossen, eine souveränes Mittel gegen Dispepsie und Unverdaulichkeit sei.

Aus diesen Gründen sollte diese Frucht in jeder Haushaltung unausgesetzt als tägliche Speise gebraucht werden, sei es gekocht, roh oder als Catsup. Sie ist für den menschlichen Körper der heilsamste Artikel zum täglichen Gebrauche, der bis jetzt bekannt geworden.

Bohren der Felsen mit Hülfe des Diamants. Zum Schleifen des Diamants und anderer sehr harter Steine ten wird jetzt allgemein eine dunkelbraune oder schwarzgefärbte Varietät des Diamants aus der brasilianischen Provinz Bahia angewendet, die neben ihrer ungeheuren Härte noch den Vorzug besitzt, verhältnißmäßig billig zu sein. Ein interessanter Versuch des französischen Ingenieurs Leschot besteht darin, diesen schwarzen Diamant auch zum Bohren harter Felsarten anzuwenden. Sein Bohrinstrument besteht aus einer Metallröhre, deren Kranz mit Bruchstücken von schwarzem Diamant besetzt ist. Indem man dieses Rohr auf den Stein aufsetzt und unter ziemlich starkem Druck ziemlich rasch umdreht, schneidet es eine ringförmige Furche in den Stein ein. Das hohle Rohr nimmt dabei einen Steinkern auf, den man später leicht abbrechen kann. Man bohrt auf diese Art in Granit in einer Stunde Löcher von $3\frac{1}{2}$—4 Fuß Tiefe mit einem Durchmesser von nahezu 2 Zoll, zu deren Herstellung auf gewöhnlichem Wege zwei geübte Bergleute über zwei Tage zu thun hätten. Die Diamantsplitter, nach der Operation mit der Louche genau untersucht, zeigten keinerlei Abnutzung.

Taschendieb. Ein ehrlicher Deutsche wollte eine Vorstellung der Mlle. Rachel in Paris besuchen. Während er mit der Queue sich in das Haus hineinschob, schob ein Taschendieb seine Finger in seine Tasche. Der Deutsche hielt ihn mit derber Faust fest, der Dieb aber raunte, da er die Unmöglichkeit des Entkommens sah, dem Barbaren in's Ohr: er wollte nicht stehlen, er wollte nur in das Theater zu kommen suchen. Der Deutsche antwortete nicht, hielt ihn fest, zog ihn an die Kasse, und während der Gauner den Wachtposten mit Zittern erblickte u. verhaftet zu werden glaubte, hatte der Deutsche gutmüthig zwei Billets gekauft, gab dem überraschten Diebe eins, und hieß ihn in das Theater gehen.

Originale werden immer seltener aber sie sind noch nicht ausgestorben. Zum Beweise diene Folgendes: Ein Herr Leuchs anscheinend in Nürnberg wohnhaft, macht in einer kürzlich dort erschienenen Brochüre über den Bau wohlfeiler Wohnungen zuvörderst die Mittheilung, daß die Wohnungen der ersten Menschen in Felsenhöhlen und unter dem Dache schützender Bäume aufgeschlagen wurden und bringt dann unter Anderem folgenden Vorschlag: Da der Baugrund in den großen Städten zu theuer ist, so errichte man außerhalb Dorf und Stadt durch eine Straße, deren Häuser platte Dächer haben. An dem einen Ende der Straße werden die Häuser unmittelbar neben dem Dorfe immer niedriger. Auf den Dächern legt man eine Rutschbahn an, auf welcher die Dorfsbewohner Morgens in die Stadt zur Arbeit fahren. Die zweite Häuserreihe ist in der entgegengesetzten Richtung geneigt und auf dieser ... die Leute Abends nach Hause ... führt ist ein Anschlag der Kosten, ... der Betrieb einer solchen Rutschbahn zwischen Nürnberg und Fürth erfordern würde. Derselbe Verfasser hat Schriften herausgegeben über „die Hämorhoiden," „die Essigfabrikation," „die Düngung mit dem unendlich Kleinen" und „die Aufbewahrung des Fleisches."

Vorzug eines zinnernen Löffels vor einem silbernen. — Man lege in Gurkensalat einen zwölflöthigen silbernen und einen zinnernen oder gut verzinnten, eisernen Löffel. Welch ein Unterschied nach 24 stündiger Frist! Der silberne Löffel ist mit Grünspan bedeckt und selbst die Oeltropfen, die sich auf seiner Oberfläche befinden, sind grün gefärbt von aufgelöstem Kupferoxyd, indeß der zinnerne oder verzinnte Löffel gar keine Veränderung erlitten hat. Diese wichtige Thatsache sollte sich jede Hausfrau merken.

Wer's Glück hat, führt die Braut heim! Das ist wohl dahin zu verstehen: Wer das Glück hat, führt die Braut wieder heim,—nach Hause zurück.

[...]gliche Briefliste vom 1. Januar.

Andreas Wm	Gooke Herman
Banor Jno (Wagon-Maker)	Haßelbch Jno
Brikle T	Herman Sol
Berger Thos	Heße Ceasar
Bohr Thos	Iring Henry
Buch Jno	Kipper Nick
Brill Jno	Koons John
Bergstresser Jno	Kuhn Isadore
Dicker Jos	Kesler Mrs Maggie
Dorar Emmerita	Loenstine Jacob
Ehrenhart Jno	Moltenberg Chris
Egle Xavier	Reistner Herman
Ewald Chris	Scheppenhorst John
[...]haser Henry	Schneider Jno
[...]ler G	Sauer Jno
	Schwertzer J

Mrs L. Porter, Postmeisterin

Den Neujahrswunsch

des Omnibus erhalten die werthen Abonnenten gratis. Sollte Jemand übergangen sein, so steht ihm noch ein Exemplar in unserer Office unentgeltlich zur Verfügung.

☞ Der Ball des „Liederkranzes," welcher morgen, Montag, den 2. Januar 1871, im geräumigsten Lokale der Stadt, dem „Rink", abgehalten werden wird, hat, als festliche Begehung des Antritts eines neuen Jahres, auf eine zahlreiche Theilnahme unserer Mitbürger und deren Familien mit Bestimmtheit zu rechnen und wird dieses Ballfest zu einer Affaire gestalten, deren alle Theilnehmer sich noch lange gern rückerinnern werden.

Für Alles, was ein dergleichen Fest erheischt: vorherrschende Gemüthlichkeit und Eintracht aller Betheiligten, lustige tactvolle Musikklänge eines complet besetzten Orchesters, eine gute Bar, welche nur reine und vorzügliche Getränke liefert und eine wohlbesetzte, Erquickungen aller Art bietende Tafel — ist bestens und in Hülle und Fülle gesorgt.

Den eigentlichen Glanz solchen Festes aber liefert ein lieblicher Damerflor und an ihm wirds nimmer bei diesem Balle fehlen.

Es ist, was wir rühmend erwähnen müssen, dafür auch Sorge getragen, daß die Walnut-Straßen Cars ihre Touren jede halbe Stunde, die ganze Nacht hindurch, machen, etwaige Verspätung also nichts schaden kann.

Wir wünschen allen Theilnehmern viel Vergnügen.

☞ Verlockt durch den Glanz der herrlichen Gold und Silberwaaren, die wir im Schaufenster an Ecke von fünfter Straße und Markt im Vorübergehen erblickten, traten wir in den Store und machten unter Begleitung der Herren Wolf u. Durringer, eine kurze Inspicirung des kostbaren, reichhaltigen Lagers von goldenen und silbernen Uhren, Spieldosen, herrlich gearbeiteten goldenen Ketten, Armbändern, Ringen Broschen, Busennadeln und hundert anderer prächtiger Schmucksachen von Gold, darunter Brillen in Goldfassung, Spazierstöcke u. s. w. Hierauf wurde unsere Aufmerksamkeit auf die in blendender Schönheit und den guten Geschmack des Künstlers verrathendenden herrlichen Silberwaaren aller Art, vornehmlich Tafelservice, Armleuchter, Becken, Pokale, Bestecke, Vorlegelöffel etc. gelenkt, und müssen wir den Herrn Besitzern unsere Verwunderung über die Pracht und den Reichthum dieses wahren Künstlercabinets aussprechen. Herrliche Trumeaus spiegeln den Glanz all' dieser Kostbarkeiten zurück und verdoppeln somit die ohnehin unschätzbare Pracht des Ganzen.

Endlich machten wir dem anstoßenden Cabinet, Tisch-Uhren, Artikel für Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Werkzeuge für Künstler dieser Fächer, in übersichtlicher Art und Weise geordnet enthaltend, einen flüchtigen Besuch und gewannen die Ueberzeugung:

Das Juwelen-, Gold-, Silberwaaren- und Uhren-Geschäft der Herren Wolf u. Durringer wird von keinem dieser Branche am hiesigen Platze überragt, Reellität ist seine Devise und es verdient vorzugsweise von Wiederverkäufern und dem Publikum überhaupt aufs Beste patronisirt zu werden.

☞ In der „Aurora Halle," Greenstraße, zwischen Clay und Shelbystr., heute Abend Sacred Concert. Auch werden Nebel- und Schattenbilder vorgeführt und das Panorama wird die Besucher ganz besonders amusiren.

☞ In der Turnhalle bewirthet heute Vormittag der eben so beliebte wie beliebte Turner-Gastrath Herr Paul Kratz seine Gäste mit einem Sauerbraten-Lunch und sonstigen Delicatessen. Getränke famos.

☞ Der „Schwaben Philipp", wohlbestallter Saloonwirth in No. 640 an Marktstraße, zwischen 16. u. 17., rechnet heute, am Neujahrstage, auf ein stattliches Heer von Gästen und hat zur feierlichen Begrüßung derselben bereits die Geschütze aufgepflanzt. Solche Kanonade zum Neujahr läßt man sich gefallen.

☞ Wichtig für Seeleute, Matrosen und alle auf den Flüssen der Vereinigten Staaten beschäftigten Arbeiter ist folgende uns von Dr. T. J. Griffiths, dem Surgeon des hiesigen Marine-Hospitals zugekommene Notiz:

Jede Person, weder weiß oder schwarz, welche auf irgend eine Weise bei der Schifffahrt des Flusses, der Seen oder des Meeres beschäftigt ist und durch irgend einen Zufall arbeitsunfähig geworden ist, ist zu unentgeltlicher Pflege im Marine-Hospital berechtigt.

Um Zulaß in das Hospital zu erlangen, erfordert es einfach ein Zeugniß von den Beamten des Bootes oder Schiffes auf welchem der Kranke beschäftigt war, oder irgend ein Zeugniß wodurch constatirt wird, daß der Applikant wirklich auf die oben vorgeschriebene Weise engagirt gewesen sei, dieses Zeugniß muß dann dem hiesigen Hafen-Inspector vorgelegt werden, welcher die nöthigen Papiere zur augenblicklichen Aufnahme anfertigt.

☞ Heute Vormittag und morgen Abend bewirthet Herr John Held, Jefferson Straße, zwischen Preston und Jackson, seine Gäste mit einem Hasenpfeffer Lunch bei vorzüglichen Getränken.

☞ Herr Henry Rompel, No. 116 Lloydstraße, zwischen Main und Markt, liefert heute Vormittag die zweite, unverbesserliche Auflage das gestern in erster Ausgabe erschienenen, schnell vergriffenen Hasenpfeffer-Lunch. Die Kosten trägt der „Herausgeber."

☞ Mit einem delicaten Austern-Suppe-Lunch wird Herr Fred. Dangler, No. 318. Jefferson Straße, zwischen Clay und Shelby, heute Vormittag seine Gäste bewirthen, wovon Gourmand geneigtest Notiz nehmen wollen.

☞ Auf den Gesellschafts-Ball des „Ersten deutsch-protestantischen Unterstützungs-Vereins, zum Besten der Wittwen und Waisen" welcher morgen, Montag Abend, in der Odd Fellows Halle stattfindet, machen wir Freunde der Geselligkeit und eines vorzüglich arrangirten Ball-Vergnügens hiermit aufmerksam. Möge sich, auch des edlen Zweckes halber, diese Festivität recht zahlreicher Betheiligung unserer Mitbürger und deren Familien erfreuen!

☞ Die Gesellschafts-Kränzchen in der Turnhalle, welche heute Abend eröffnet werden, bringen wir Freunden geselliger Unterhaltung hiermit in freundliche Erinnerung. Für gute warme Getränke, guten Imbiß und vorzügliche Getränke an der Bar sorgt Herr Paul Kratz, für gute Concert-Musik Capt. Christ. Haupt, für Amüsement das geehrte Publikum durch zahlreiches Erscheinen am besten selbst. Auf diese Weise wird es demnach heute Abend in der Turnhalle munter und fidel hergehen.

☞ Die Freunde der Waisen und Menschenfreunde überhaupt werden, so hoffen wir, und wohl mit gutem Grunde, sich heute Nachmittag zu der um 2 Uhr beginnenden Feier des Neujahrs-Festes im deutsch-protestantischen Waisenhause zahlreich einfinden und durch ihre Anwesenheit diese Feier erhöhen und den elternlosen Kleinen hiedurch das Vertrauen auf den Edelsinn der Menschen einflößen und die einzige Theilnahme an ihrem herben, beklagenswerthen Verluste bethätigen.

Wer den ersten Tag des neuen Jahres mit einem Werk der Liebe begehen will, wird der freundlichen Einladung des Waisenhaus-Vorstandes gern entsprechen und der erwähnten Neujahrs-Feier anwohnen.

☞ Es bedarf sicher keines längeren Ueberlegens und Studiums bezüglich Beantwortung der Frage: „Wo kann man den heutigen Nachmittag und Abend angenehm verleben?" Um jedoch das bloße Auftauchen einer solchen Frage und jeden Zweifel betreffs eines Ausflugs zu beseitigen, bringen wir

1., den „Löwen Garten" des Herrn Ehret und
2., den „Familin-Garten" des Herrn Büchel

unsern geschätzten Lesern in freundliche Erinnerung; an diesen Plätzen ist stets, namentlich aber heute, dem Neujahrstage, für gute Unterhaltung, vorzügliche Speisen und Getränke, am erst genannten Platze auch für gute Concert-Musik bestens Sorge getragen.

☞ Der Knickerbocker Lagerbier Salon, Jeffersonstraße, zwischen vierter und fünfter. Jeden Abend Concert. bv

☞ Die Excelsior Loge No. 12, K. P. erwählte folgende Beamte:

F. Fensterer, C. P.
L. L. Rammers, W. C.
Henry G. Wurtz, V. C.
M. Kübler, W. B.
L. Urban, R. u. C. S.
Jacob Fischer, jr., F. S.
C. C. Will, R. z. G. L.
F. Fensterer, R. z. G. L.

☞ Ver. St. Marine Hospital. Bericht für den Monat Dezember 1870:

Anzahl der Patienten vom November	
Weiße	51
Farbige	44
Total	95
Zugelassen während dem Monat:	
Weiße	84
Farbige	46
Total	130
Verblieben und Aufgenommen:	225
Entlassen während dem Monat:	
Weiße	60
Farbige	33
Total	93
Während dem Monat gestorben:	
Weiße	3
Farbige	2
Total	5
Verbleiben an dem letzten Tage dieses Monats:	
Weiße	77
Farbige	50
Total	127

T. J. Griffith, Arzt.

Briefkasten.

C. L., Paducah. — Herzlichen Dank für Ihre freundliche Zusendung. Ihre Aufträge werden besorgt werden. — Bei der Trauung pflegt der Brautführer dem Prediger für seine Bemühung eine Gratifikation einzuhändigen und damit sollte man nicht feilschen. Wir können Ihnen keine bestimmte Summe nennen, es richtet sich das wohl nach Ihren eigenen Umständen, auch wohl nach den Verhältnissen des Geistlichen; wenn dieser ein armer Mann, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat und Sie sind ein reicher Mann, warum wollen Sie ihm nicht eine hundert Dollarnote einhändigen. Ein Prediger hat uns auf einer Reise mitgetheilt, daß $5 00 oder $10.00 gewöhnlich nach der Ceremonie gegeben werden. Der Geistliche will auch leben.

T J — Das werden wir nicht, sind erstaunt über die Mittheilung, werden nie die Hand zu persönlichen Angriffen bieten.—S. sagt, daß sie Schönheit über Alles vorzieht, da sie überzeugt ist, daß Nichts weiter das andere Geschlecht anzieht. S. ist aber im Irrthum. Die Camelia ist eine sehr schöne Blume, doch entbehrt sie jedes Wohlgeruches, daß das einfachste Veilchen oder Maßliebe derselben vorgezogen wird. Ein Frauenzimmer, welches Geist hat und anziehend ist, dabei aber keine besondere Schönheit repräsentirt, wird häufig einer wirklichen Schönheit vorgezogen.

S G—Wenn ein Ehegatte seiner Frau einen Theil seines Vermögens vermacht und den Rest seinen Kindern, zugleich aber die Frau als Administratorin über das den Letzteren vermachte, einsetzt, so kann sie nach seinem Tode in ihrem Namen das ganze hinterlassene Vermögen versichern, und die betreffende Versicherungsgesellschaft kann die Auszahlung der Versicherungssumme nicht unter dem Einwande, daß sie auf ihren Namen nur ihr Separatvermögen hätte versichern können, verweigern. Es versteht sich sogar von selbst, daß die Versicherungspolice sich auf das ganze Nachlaßvermögen erstreckt. So ist noch vor wenigen Tagen von der Superior Court in Cincinnati in einem Prozesse gegen die Globe Insurance Company entschieden worden.

Hrn G P—Wir halten das Portrait in jener Zeitschrift vom General von der Tann für wenig ähnlich, da wir ihn persönlich kennen. Es ist eine alte Geschichte, daß die illustrirten Zeitungen ein Dutzend Holzschnitte von Portraits vorräthig haben, und eines derselben bei vorkommender Gelegenheit als das des fraglichen Mannes ihren Lesern vorlegen. So mag es früher der Fall gewesen sein, jetzt geht das aber nicht mehr. Die Portraits in den Zeitungen werden jetzt nach Photographien geschnitten und der Grund, weshalb dieselbe Person so verschieden in den verschiedenen Zeitungen erscheint, liegt in der Ausführung des Holzschnitts, manche Zeichner und Graveure sind geschickter als Andere.

Hrn G K—Wenn Sie zwei verschiedene Personen als Ihre Agenten anstellen wollen, um Ihnen für eine denselben eingehändigte größere Gesammtsumme einen Handelsartikel einzukaufen, so können Sie sich dieselben nur auf Grund eines besonderen schriftlichen Vertrags solidarisch verpflichtet machen. Thun Sie das nicht, so haftet jeder von Beiden nur persönlich und kann auch nur einzeln für das, was er Ihnen schuldig bleiben sollte, belangt werden.

Hrn D — Die hiesige Schulzeitung des Prof. W N Hailmann sagt: Chicago bezieht acht Exemplare der Schulzeitung. Chicago soll eine große Stadt sein und viel Geld machen. Auch soll es viel Bier und Wein vertilgen, viel schöne Kirchen und mehrere Schulhäuser besitzen. In einigen der letzteren soll auch die deutsche Sprache berücksichtigt werden. Chicago verspricht den deutschen Bestrebungen ein mächtiger Faktor zu werden!?!

Mrs M M., Terre Haute—Ihren Wünschen wird jederzeit gern entsprochen werden; das Versehen wurde dadurch veranlaßt, daß Sie No. 27 anstatt No. 37 verlangten. Inzwischen sind Sie hoffentlich in den Besitz der letztern gelangt.

Hrn D B — In Betreff von s. g. Nuisances (Gemeinschäden) und der Injunctionsgesuche gegen dieselben gelten folgende, durch mehrfache Entscheidungen festgestellte Regeln:

Das außerordentliche Hülfsmittel einer Injunction ist nur dann statthaft, wenn das Vorhandensein der Nuisance unumstößlich feststeht oder nachgewiesen wird, nicht aber dann, wenn dieselbe bloß eventuell (in einem gewissen Falle eintreten konnte) oder zufällig ist, oder wo der Schaden zweifelhaft ist. Ist jedoch ein Nachtheil für die Gesundheit oder den Geschäftsverkehr zu befürchten, oder droht Eigenthum ein unersetzlicher Verlust oder dauernder Ruin, dann können Courts of Equity (Billigkeitsgerichte) mit einer Injunction dazwischen treten.

A H wünscht von uns das beste Mittel zu erfahren, die Zähne zu erhalten; ob die Frage ernstlich oder im Scherz gestellt ist, wissen wir nicht. Eine Bürste und kaltes Wasser, drei Mal des Tages angewandt, soll das beste Mittel sein, es zerstört nicht die Glasur der Zähne und conservirt letztere.

L L — Sie dürfen auf das Grundeigenthum Ihres Schuldners nicht bloß deshalb, weil er sich in Geschäften aus dem Staate entfernt, Beschlag legen lassen, wenn Sie nicht zugleich nachzuweisen vermögen, daß er sich auf immer zu entfernen beabsichtigt. Bei einem solchen Nachweis kommt es vorzugsweise auf den bekannten Charakter des Schuldners an. Genießt er einen guten Ruf als ehrlicher Mann, so kann er, falls Sie während seiner Abwesenheit sein Grundeigenthum mit Beschlag belegen lassen, bei seiner Rückkehr eine Entschädigungsforderung wegen „Schädigung seines Credits" gegen Sie anhängig machen.

Hrn H C., Brunnerstown Ky—Wenden Sie sich an die Firma A Heimerdinger u. Co., im Gebäude der Odd Fellows Halle, dort werden Sie reell bedient.

Hrn W H. Milton—Das Postgeld für diese Zeitung beträgt für jedes Vierteljahr fünf Cts., welches überall der Empfänger trägt.

H K — Wir wollen es Ihnen nicht bestreiten, daß die constitutionellen Schutzwehren der persönlichen Freiheit und Sicherheit während des Secessionskriegs nicht immer ängstlich respektirt worden sind. Doch eben so wenig können Sie läugnen, daß mit jenen Schutzwehren fortwährend noch viel häufiger in der entgegengesetzten Richtung Mißbrauch getrieben worden ist und wird. Wie oft werden Leute, die sich die gröbsten Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen, kraft eines Habeas corpus freigelassen. Die Bundesverfassung, die einzelnen Staatsverfassungen und die Congreßakte vom 12. Februar 1793 erklären ausdrücklich: daß wenn die Exekutive eines Staates in gehöriger gesetzlicher Form von der Exekutive eines andern Staates irgend eine Person als der Justiz entflohen beansprucht, die Exekutive des letzteren Staates eine solche Person verhaften und ausliefern soll. Aber fast alle Exekutivbehörden sowohl wie gerichtliche Beamte bieten jenem Gesetze Trotz und schützen der Flüchtigen gegen das Gesetz. Es ist das jedenfalls noch eine Frucht des früher gang und gäben Doktrin der Staatssouverainetät, welche zur Sezession führte.

Union Watch Co., Aluminium oder dgl. Compagnien. — Wir verweigern die Aufnahme Ihrer Anzeigen, ohne daß Sie das nöthige Cash Ihren Aufträgen gleich beifügen. Wir mögen Ihre $15.00 Ketten und Uhren nicht, da wir wissen, daß diese Waare für $2.00 feil ist; auch lesen wir Ihre langen Zusendungen nicht, sondern werfen sie nach Oeffnung gleich in den Papierkorb; wir sind Ihnen aber verbunden, wenn Sie uns mit Ihren Zusendungen für die Folge verschonen.

Hrn G. — Mit Donnerstag Abends schließen wir unsere Notizen für den Briefkasten. Es langen gewöhnlich später noch Fragen an, deren Beantwortung wir auf nächste Nummer verschieben müssen. Für diese letzteren Fragsteller erscheint die Notiz: Mehrere Briefe blieben 2c.

Hrn C P K, Evansville — Nach Deutschland versenden wir unsere Zeitung für $5.00 per Jahr, $2.50 für sechs Monate, $1.25 für drei Monate. Wir tragen das Porto — Wegen den zweispännigen Eisenbahnschienen können wir keine Antwort geben Im ganzen Norden der Ver St. liegen die Schinen gleichmäßig und im ganzen Süden, diesseits der Mason und Dixon Linie liegen sie etwas enger zusammen, daher der Streit mit der Short Line.

Mehrere Briefe blieben zur Beantwortung auf nächste Nummer liegen.

☞ Folgende Heiraths-Licenzen wurden im Laufe der vergangenen Woche ausgegeben:

Paul Discher mit Barbara Allmeyer
A C Clark mit Susan Smith
Octarius J McKeldin mit Virginia L Clark
Wm H Hatch mit Annie M Farrell
Valentine Roth mit Mary E Good
Gottieb Fell mit Friedericka Siebert
Frank McLain mit Mary F Owen
Morris C Holmes mit Belle Satterwhite
Francis Cline mit Anna Gobey
Chas C Vogt mit Lizzie Finzer
Jas W Glaß mit Sarah A Aehbridge
Wm Elles mit Hermina Slabaum
Jos S Day mit Maggie Holterbaum
Christian Glunk mit Barbara Heß
Jacob D Henry mit Fanny Wilson
Chas Alden mit Emma B Croß
John E Loran mit Maggie Fischer
Gerhard Brand mit Anna Margaret
Henry W Bohmer mit Lizzie Knauer
Ernst Zoeller mit Catherine Sharp
John W Hawkins mit M L Carter
Jas W Jones mit Lucinda Hyslip

Farbige:

Sip Rose mit Fanny Williams
Levi Hall mit Eliza Irevine
Saml Wood mit Maria Ducker
D W Beattie mit Sarah F Moore
Green Wallace mit Martha Ritchie
Chas Shaves mit B McBurke
Wm Johnson mit Mary Green
Chas Taylor mit Winnie Weaver
B Wiley mit Louisa Long
Dock Duncan mit Sarah T Jackson
Thos Martin mit Georgia Burnside
Thos Jack mit Isabell Sherley

☞ Seit letztem Samstag fanden in Jefferson County folgende Grundeigenthumsübertragungen statt:

H B Redd an L B & S B Redd Lot No. 30 16x17 und 10 Fuß von Lot No. 29 und die Interessen in Block No. 2 Redd Subdivision	$ 9000
L B und S B Redd an H B Redd Erste Straße zw. Green und Walnut 74x180	16000
S L Rerill an Thos P Camp 34½ Acker in Jefferson Co Ky	2500
J M Bryant an W H Fosdeck & Co 24. und Baindridgestraße 156x145	3190
Mechanics Co-Operative und B. Assoc. an E Rime Rowanstraße zw. 29 u. 30 30x200	330
Henning & Speed an Edwd Bondurant Broadway Highland Add 180x180	5910
Mech. Co-O & Building Asso. an F Beck Rowanstr zw. 29 und 30 80x200	330
J M Harris an Marion Price 2. Straße 26x—	750
J H McCollum an Mary E Blanford Alley nördlich von Breckinridgestraße zw. Hancock und Jackson 15x40	250
W W Hullings an J S Hyde Mainstr. zw Hancock und Jackson 261¼x20	2980
J P Cromie an Louisville Orphans-H. Interessen in 18 Ackers Lytle Subd	12000
N Egner an Ann M Jochum Lloyd Str. östlich von Wayne 30x180	200
N Egner an Frs Perrin Lloyd Straße östlich von Wayne 30x180	200
F Schildknecht an Wm Schligd Mainstr. Butchertown 49x210	1500
Jno F Kent an D Stitzer Interessen in 3½ Acker in Beargraß Jeff Co	1700
A Ansert an G Wetterer Broadway und Shelbystraße 20x105	4350
C T Richardson an G W Boynton Jefferson westlich von Mercerstr 60x200	1250
C O Smith an Jno B Lewis Prestonstraße 100x130	1250
Jno Langan an Pat Sheridan 10. nördlich von Dumesnilstraße 25x100	500
Jno Langan an Jos Coles 10. nördlich von Dumesnilstraße 25x100	500
F Apel an Jno Helk 17. Straße südlich von Duncan 20x100	600
Jno Langan an Jere O'Hearn Dumesnil Straße zw. 10 und 11 20x100	360
Jno Langan an Pat O'Hearn 10. Str nördlich von Dumesnil 25x100	450
R C Gile an Fred Van Haver Franklin-Straße zwischen Shelby und Campbell 35½x150	2325

☞ **Kleider machen Leute.** Herr William Boß, der bekannte Kleiderkünstler, an der Ecke der 5. und Marktstraße, hält ein reichhaltiges Lager der modernsten und feinsten Kleiderstoffe in seinem Etablissement. Herr Boß ist als Künstler in seinem Fach berühmt und die von demselben verfertigten Anzüge werden gewiß einen Jeden Kunden zufrieden stellen. Ebenfalls findet man daselbst ein ausgewähltes Lager von Herren Toiletten Gegenständen. Wir rathen deßhalb einem Jeden, welcher einen passenden und modernen Anzug wünscht, das Etablissement von Herrn Boß zu besuchen.

Omnibus.

Der Unterhaltung und dem Humor gewidmet

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 1. Januar 1871.

Der Raub Straßburgs

im Jahre 1681.

Vaterländischer Roman in drei Theilen von

Heribert Rau.

Der Friede von Nimwegen hatte die Macht König Ludwigs XIV. von Frankreich auf's Neue gestärkt. Größer und gewaltiger denn je stand dieser Herrscher jetzt da, während einerseits sein Jahrhundert ihm zujauchzte, andererseits dagegen seiner Regierung Fluch und Verwünschungen nachsandte. Weit über ein halbes Jahrhundert währte dabei in den europäischen Verhandlungen der vorherrschende Einfluß dieses mächtigen und ehrgeizigen Königs in Frieden und Krieg, indeß zugleich eine Verkettung der günstigsten Umstände—sowohl in Frankreich selbst, als auch im Auslande— ihn zu einer Höhe erhob, von der, in Folge innerer Zersplitterung, das deutsche Kaiserthum längst herabgesunken war.

War es doch Ludwig XIV. gelungen die Widersetzlichkeit des Adels — die seit Franz II. Frankreich in Trauer versenkt hatte — vollständig zu vernichten; die Herrschaft des Parlamentes zu brechen und jede Freiheitsregung des Volkes mit eisernem Fuße in den Staub zu treten. Die Nation gehorchte; das Parlament empfing von dem Monarchen — der sich nicht gescheut in Jagdrock, beschmutzten Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, in dasselbe einzutreten — Gesetze; ja die Häupter und Helden der Fronde waren zu schmeichelnden augendienerischen Höflingen herabgesunken.

Ludwig XIV. hatte es zu der absolutesten und unbeschränktesten Machtvollkommenheit gebracht, und wie ein gewaltiger Donner rollte sein kühner Ausspruch: „L'Etat c'est moi!" über die weite, in Staunen und Aufregung erbebende Welt.

Aber der König kannte, verstand und erfaßte auch vor allen Dingen Frankreich und seine Franzosen. Die vorausgegangenen Bürgerkriege hatten die Thatkraft des französischen Volkes genährt und gesteigert; jetzt lenkte der schlaue Fürst diese Kraft mit unbestrittener Vollgewalt zum selbstgewählten Ziele.

Kühne Pläne weckten den Ehrgeiz der Nation; Eroberungen—gerecht oder ungerecht — steigerten ihn; Helden wie Condé und Türenne, entflammten das leicht bewegliche, an sich kampflustige Volk zu einer fast fanatischen Kriegslust; während der Glanz und die Pracht des Hofes, das Emporwachsen riesiger Bauten, der Schutz und die Pflege der Künste und Wissenschaften, die französische Nation mit dem ansteckenden poetischen Rausche der Größe erfüllte.

Was war da natürlicher, als daß das kriegerische, eitle, leicht entzündliche Frankreich sich jetzt begeistert auf die Bahn des Ruhmes und der Gröste stürzte, die ihr durch den bewunderten Monarchen eröffnet worden war.

Welche Größen kamen aber auch Ludwig, als strahlende Geburten des ihn tragenden Jahrhundert, zu Hülfe!

Glänzten nicht um jene Zeit an Frankreichs Himmel, als Sterne erster Größe, die Namen: Mazarin, Colbert, Louvois, —Condé, Türenne, Luxemburg, Catinat, Vandome, —Corneille, Racine, Moliere, Bayle, La Fontaine, Boileau, Fenelon, Bourdaloue, Bessuet, Saurin, Massilon, — Mansard, Claude Lorrain, Poussin, Lebrun u. s. w.?! Mußten diese ausgezeichneten Männer, diese in allen Sphären des öffentlichen Lebens hervorragenden Geister nicht die Wirksamkeit der materiellen Kräfte gewaltig steigern? Drei Factoren wirken hier gleichmäßig darauf hin, Frankreich ein Zeitalter des Glanzes zu geben, wie es ein solches seitdem nicht mehr gesehen; und diese drei gewichtigen Factoren waren: die im ganzen Volke zunehmende geistige Thätigkeit—die seltene Persönlichkeit jener einzelnen, eben genannten Männer—und—die große Theilnahme und Mitwirkung der Regierung. War es da ein Wunder, daß bei solchem Zusammenwirken für Frankreich der Morgen einer neuen Aera anbrach, die in mancher Beziehung unwillkürlich an das Zeitalter eines Perikles, eines Augustus und der Mediceer erinnerte?

Und dieser Glanz mußte ja um so heller leuchten, als gerade in derselben Zeit die sonst so gefürchteten Nebenbuhler Frankreichs in Thatlosigkeit u. Schwäche versunken waren. Spaniens Sonne war untergegangen; es stand vor den Augen der Welt als ein Muster der Erbärmlichkeit da—als ein Staat, der sich aus eigener Kraft kaum mehr eines Streiches zu erwehren vermochte. Auch Deutschlands Kraft und Herrlichkeit war leider längst erblichen, und Kaiser Leopold I.—Sohn Kaisers Ferdinands III. und der spanischen Infantin Maria Anna — war nicht der Mann dazu, das schöne herrliche deutsche Reich aus seiner Zersplitterung, Schlafsucht und Verkehrtheit emporzureißen. Mit schwacher Hand das Staatsruder führend, sah er das Reich von den Türken bedroht, Ungarn in Aufstand, seine Hauptstadt Wien belagert, Frankreich mit Deutschland in drei Kriegen, und den Norden des Reiches durch Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, als ein selbstständiges Herrscherthum erstarken. Nur im Schutze Hollands und Englands — dessen Richtung jedoch damals ebenfalls durch die unlautere Politik seiner Könige in einem kläglichen Schwanken begriffen war—beruhte jetzt noch die Hoffnung der einst so stolzen und weltgebietenden deutschen Kaiserkrone. Dänemark und Schweden aber—von welchen sich je das eine oder das andere abwechselnd Frankreich oder dessen Feinden verbündet zeigte—hoben dadurch selbst ihre Bedeutung auf; während Rußlands Stimme in jenen Tagen noch wenig in die Ferne drang, und der Sultan—Ludwigs XIV. Freund war.

In zwei großen Kriegen gegen das verbündete halbe Europa errang also Ludwig, wenn auch nicht einen entscheidenden, doch einen glänzenden, durch kostbare Eroberungen strahlenden und reich belohnten Sieg. Rasch aber folgte jetzt der wachsenden Macht und Größe Frankreichs der Uebermuth des ehrgeizigen, ländersüchtigen Fürsten, und so riß denn Ludwig XIV. was der Krieg und der Sieg nicht gegeben auch im Frieden übermüthig und mit unerhörter Gewaltthat als Raub an sich.

Nichts wäre nun natürlicher und klüger gewesen, als wenn sich alle europäischen Mächte verbunden und rasch und einstimmig, den deutschen Kaiser an der Spitze, den Eroberungs-Plänen Ludwigs XIV. energisch entgegengestellt hätten. Statt dessen fühlte fast allein der Kurfürst Friedrich von Brandenburg was auf dem Spiele stand. Er schloß daher, mit der Kühnheit und Weisheit eines großen Staatsmannes, ein Bündniß mit dem bereits bedrohten und angegriffenen Holland und suchte den kaiserlichen Hof zu kräftigen Maßregeln zu bewegen.

Sobald indeß der französische Botschafter in Wien, Gremonville, hievon Nachricht bekam, suchte er das kühne und männliche Auftreten Brandenburgs zu hintertreiben, — eine Bemühung, die bei dem schwachen Kaiser und dem zersplitterten Reiche leicht ausführbar war.

Da faßte der Kurfürst ein Herz, ging mit einem guten Beispiele voran und schloß von seiner Seite aus mit Spanien, dem Kaiser und Holland ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich und die räuberischen Uebergriffe seines Königs.

Aber was vermag in der Politik der gute Wille eines Einzelnen!

Ungetreue Minister, sowie undeutsch gesinnte deutsche Fürsten standen Brandenburg entgegen und vereitelten aus Neid, Furcht und Eigennutz fast jede Wirkung dieser schönen Vereinigung. Immerhin aber mußte Ludwig in deren Folge einen Theil seiner Macht unter Türenne aus Holland zurückziehen.

Obgleich nun seitdem in den Niederlanden keine großen Schlachten mehr vorfielen, ward das französische Heer doch durch einzelne Kämpfe, Krankheiten u. s. w. gar sehr geschwächt; während ein Versuch des neuen Feldherrn: auf dem Eise in das Innerste Hollands vorzudringen, gänzlich mißlang.

Anfangs waren die Franzosen so üppig, daß sie von den Kühen nur die Zungen aßen, das übrige Fleisch aber vergruben, um Gestank zu vermeiden. Sobald indeß das Unglück über sie hereinbrach, wandelte sich schnell der französische Uebermuth in wilden Vandalismus um; ja sie begingen jetzt so viele abscheuliche Frevel, mit Plündern, Brandschatzen, Brennen u. s. w. daß die ärgsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges wiederzukehren schienen.

Die Truppen des glorreichen Königs, Ludwigs XIV.—den die Stimmen der Schmeichler den „größten König," den „König der Erde," einen „neuen Constantin" und einen zweiten „Karl den Großen" nannten, — mußten sich nun zwar zurückziehen;... aber... diesen Rückzug schmückten doch an 3000 mit Raub und Beute beladene Wagen; als Beweis, wie schonungslos man gewüthet.

Jetzt hatte Frankreichs König — wie auch Anfangs schon — keinen vernünftigen und genügenden Grund mehr, den Krieg fortzusetzen oder einen neuen anzufangen; am wenigsten mit Deutschland, das den Frieden aufrichtig wünschte. Aber gerade weil Ludwig XIV. sich überzeugte, sein Angriff Hollands sei ein Mißgriff gewesen, suchten sein gedemüthigter Stolz und seine nimmersatte Ländergier einen anderen Weg, den einmal begonnenen Kampf siegreich zu beenden. Spukte doch in Ludwigs Kopf die Idee einer Universalmonarchie,... wie sie später den Geist Napoleons I. berauschte und auf Irrwege führte.

Da Ludwig XIV. aber gewohnt war, bei seinen Leidenschaften das Recht nie in Betracht zu ziehen, sondern nur diese Leidenschaften selbst, seinen Willen und die Machtverhältnisse zu berücksichtigen, so kehrte er sich jetzt wieder, ohne alle weitere Veranlassung, gegen das deutsche Reich.

Unter nichtssagenden Vorwänden wurde die Rheinbrücke bei Straßburg — diese Perle in dem Kranze der deutschen Städte — abgebrannt, wurden die übrigen Reichsstädte im Elsaß besetzt, Kaufmannsgüter angehalten oder weggenommen; Kriegsvölker nach Belieben in deutsche Landschaften gelegt, völlig unberechtigt eingetrieben und innerhalb der Gränzen Deutschlands Willkürlichkeiten von den Franzosen vorgenommen, zu welchem selbst der eigene Landesherr — der Kaiser und das Reich — nicht berechtigt gewesen wären.

Aber dies Alles sollte ja—so verlangte es die perfide Politik Ludwigs XIV. — keineswegs für einen Angriff, oder eine Verletzung des Friedens, sondern nur für großmüthigen Beistand wider den gefährlichen und übermüthigen Kaiser gelten!

Und doch hatte keine Seele diesen Beistand verlangt.

Aber Ludwig ging noch weiter... er erklärte, ihm liege des deutschen Reiches Wohlfahrt ganz ungemein am Herzen, und sein Heer unter Türenne betrete nur dessen Boden, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Doch sei er bereit seine Mannschaft aus Deutschland zurückzuziehen... wenn der deutsche Kaiser dasselbe thue!!

Wer noch irgend Gefühl für Wahrheit und Recht besaß, mußte über die Frechheit dieses Benehmens und die Erbärmlichkeit einer solchen Sophistik empört werden und, von ächtem Vaterlandsgefühle begeistert, darauf dringen, rasch, einig und kräftig zu handeln.

Was aber geschah nun in Deutschland?

Statt eines energischen einigen Handelns haderten Stände und Fürsten über unnütze Kleinigkeiten, gaben weniger den preiswürdigen Ermahnungen des Kaisers, als den Anerbietungen und Schmeicheleien des mächtigen Feindes Gehör und täuschten und betrogen sich zuletzt untereinander.

Wahrlich diese Schmach ist so entsetzlich, diese Nichtigkeit so jämmerlich, dieser Verrath am Vaterland so abscheulich.. daß man die Frevel der Franzosen wie eine vom Himmel gesandte, verdiente Zuchtruthe betrachten könnte! Auch ist diese Nemesis über Deutschland immer wieder eingebrochen und wird auch künftig jedesmal wieder einbrechen, sobald Deutschland vergißt, daß die Mannigfaltigkeit seines inneren Lebens nie in eine völlige Trennung und Entgegensetzung ausarten darf und daß das größte Volk naturgemäß zu Grunde geht und eine Beute der Fremden wird, sobald es nicht mehr wie ein einiges untheilbares Volk denkt, fühlt und handelt!

So standen die politischen Verhältnisse zur Zeit des Beginnes unserer Geschichte; nur blendete damals noch der Glanz und die Pracht des Hofes von Versailles und die anscheinende Größe Ludwigs XIV. Frankreich und die ganze Welt.

Stand doch Ludwig gerade jetzt auf dem Gipfel seiner Macht; war er es doch, der das beste Heer, die größten Feldherrn, eine treffliche Flotte und, neben dem Staunen des Auslandes, die von ächt französischem Enthusiasmus getragene Zuneigung seiner eigenen Unterthanen besaß. Sah man doch überall in Frankreich preiswürdige Fortschritte; — blühten doch Gewerbe, Künste, Wissenschaften herrlicher denn je:—belebte doch heitere Geselligkeit ganz Paris;—gab es doch nichts Stolzeres und Glänzenderes, als den Hof Ludwigs XIV.

Und welch' einen Reiz gaben noch die Damen diesem Hofe... die schönsten und geistreichsten Damen Frankreichs, die den Thron des Königs wie ein prachtvolles duftendes Blumendiadem umgaben.

Aber Ludwig XIV. wußte diese hohe Zierde seines Hofes auch zu schätzen, wie sein Ausspruch es beweist: „Ein Hof ohne Frauen ist ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen!"

Und wahrlich!... er pflückte dieser Rosen genug,... um sein Leben damit herrlich zu schmücken!

Ludwig XIV.

In der großen Gallerie des Schlosses von Versailles fing es an lebhaft zu werden. Diener in glänzenden Livreen, Cavaliere in noch weit strahlenderen Hofkostümen, Damen in Atlas, Seide oder Sammt gekleidet, funkelnd in den farbigen Blitzen kostbaren Schmuckes, aber heller noch leuchtend in dem Glanze eigener Schönheit füllten den weiten Raum, den Mansard mit einer überraschenden Pracht an Spiegeln, Marmor u. Goldbronze aufgeführt, Lebrun durch seine herrlichen Gemälde geschmückt hatte.

Das Schloß von Versailles — diese wahrhaft königliche Schöpfung Ludwigs XIV.—galt überhaupt damals als ein neues Wunder der Welt; wie es denn auch wirklich zu allen Zeiten nicht nur als eines der merkwürdigsten Denkmale für die Geschichte der Kunst, sondern auch als eine materielle Darstellung seines Jahrhunderts emporragen wird.

Einst standen auf dem Gebiete, das jetzt die Krone der Schlösser trägt, nur eine Priorei, ein Pachterhaus und eine Windmühle. Zu den Zeiten Ludwigs XIII. war das Pachterhaus verschwunden, aber die Mühle war noch vorhanden und oft, wenn der traurige gedankenvolle Monarch sich bei irgend einer Jagd verspätet hatte, schlief er in dieser schlechten Fuhrmannskneipe.

Endlich war er, dessen Tage so trübselig dahin schwanden, es überdrüssig, auch hier noch so klägliche Nächte zuzubringen Ludwig XIII. ließ daher zuerst einen Pavillon bauen; aber dieser Pavillon war so klein, daß er nur dem Könige Raum für ein Nachtlager gab, das Gefolge aber, das sonst im Freien übernachten mußte, jetzt Obdach in der Mühle fand. Drei Jahre später wandelte sich der Pavillon in ein kleines Schloß, auf welches indeß, wie Bassompierre sagt, kein Edelmann sich etwas eingebildet hätte.

Da jedoch Ludwig XIII. nicht so anspruchsvoll war, als Bossompierre und Saint-Simon, so wurde dies kleine Schloß seine Puppe. Er brachte den Winter 1632, den ganzen Carneval von 1633, und den ganzen Herbst desselben Jahres dort zu.

Eines Abends, als er um diese Besitzung — die einzige, die er als Eigenthum betrachtete,—lustwandelte, sagte er in einem Augenblicke der Begeistrung zu dem Herzog von Grammont:

Marschall! erinnern Sie sich hier eine Windmühle gesehen zu haben?

Ja, Sire!—antwortete der Marschall—die Mühle ist fort... aber der Wind ist noch immer da!

Endlich — im Jahr 1663 — beschloß Ludwig XIV. aus Versailles eine königliche Residenz zu machen. Mansard entwarf die Pläne, Lebrun skizzirte sie und nun entstand jener Prachtbau, der in seiner Ausführung nicht weniger als einhundert fünfundsechzig Millionen, hundert einunddreißig tausend, vierundneunzig Livres verschlang, und der bei der unglücklichen Sucht, Ludwig XIV. nachzuahmen, lange Zeit — zum Unglück der Länder und Unterthanen — das Vorbild und Muster zu einer Menge Schlösser europäischer Fürsten abgab.

In der großen Gallerie dieses Schlosses nun versammelten sich nachgerade, wie an dem Morgen eines jeden Tages, die Höflinge und Chargen des Reiches, um—je nach Rang und Berechtigung—dem Lever, den grandes oder secondes entrées Seiner Majestät beizuwohnen; denn Ludwig XIV. umgab ein strenges, fast bis in das Unglaubliche gehendes Ceremoniel, welches in der That nur zu sehr an die Herrscher des Orients erinnerte.

Natürlich entsprachen der Pracht und dem Glanze, die der König entwickelte, auch die Pracht und der Glanz des Hofes. Ludwig XIV. liebte es so;... aber ... Ludwig der Vierzehnte war schlau genug, damit auch einen diplomatischen Kunstkniff zu verbinden. Lag ihm doch alles daran, dem Feudalwesen in seinem Reiche ein Ende zu machen, den früher so stolzen und selbstständigen französischen Adel unter das Joch seines Scepters zu beugen und zu einer unbedingten Abhängigkeit von der Krone herabzudrücken. Dabei aber kamen ihm zwei Dinge trefflich zu Statten: einmal die angeborene französische Eitelkeit und Verschwendungssucht und dann... der Ehrgeiz des Adels selbst.

Von dem Glanze und der Pracht des Hofes gelockt und gereizt, stürzten sich die edelsten Geschlechter in einen wahren Wettstreit der Verschwendung, der gar viele nur zu bald in den Abgrund gänzlicher Verschuldung und somit auch der äußersten Abhängigkeit von der Krone führte. Der schlaue Träger dieser Krone ging aber in der Prunksucht mit einem guten Beispiel voraus: der Werth der Kron-Juwelen z. B. der bei dem Tode König Ludwigs des Dreizehnten siebenmalhunderttausend Franken betrug, belief sich 1696 unter Ludwig dem Vierzehnten auf 11,333,000 Franken!

Atlas, Seide, Sammt, kostbare Spitzen, Gold- und Silber-Brocate, Federn, Juwelen und Geschmeide aller Art überdeckten daher damals bis zum Uebermaß und Unschönen Herren und Damen des Hofes; war dies aber schon für gewöhnlich der Fall, um wie viel mehr heute,... an dem Tage, an welchem dem persischen Gesandten eine große Ceremonien-Audienz zugesagt war, — in welcher derselbe die Huldigungen seines Herrschers zu den Füßen des Königs von Frankreich, Ludwigs des Vierzehnten niederzulegen sich erbeten hatte.

Alles strahlte also heute in dem äußersten Aufgebote der Pracht, die ihren Höhepunkt in den Toiletten der Herzoginnen von Chatillon, von Rohan, von Montbazon und von Beaufort erreichte, die eben mit ihren Ehrendamen zum l'entrée du cabinet durch die große Gallerie schritten. Sie waren, als flammende Sonnen dieses Hofes, umgeben und gefolgt von anderen Sternen: den Herzögen von Brissac, Sevigné, Lameth, d'Argenteuil, Chateau-Regnault, d'Humières, Caumartin und d'Hacqueville, den Prinzen Condé und Saint Fargeau und einer langen Reihe von Damen und Herren des übrigen hohen Adels. Munteres Gespräch belebte alle, während die Blicke vor Stolz und Freude nicht weniger blitzten und funkelten, als die Diamanten, die sich auf so manchem schönen vollen Busen wiegten, oder von Diademen und Hüten, Ohrgehängen und Orden, Kleidern und Röcken, Degenscheiden und Knöpfen dem entzückten Auge entgegenstrahlten.

Der Munterste der ganzen, sich leicht durch die Menge der Hofleute hinbewegenden Gruppe aber war der Herzog von Saint-Aignau, der geistreiche und gefällige Günstling des Königs, der, unerschöpflich an Geist und Witz, einen bedeutenden Einfluß auf Ludwig den Vierzehnten ausübte,—einen Einfluß, den er auch in der That nie verlor.

Es war ein schöner Mann, dieser Herzog von Saint-Aignan—so ganz das Urbild eines ächten Franzosen — heiter wie der Tag, beweglich wie Quecksilber, geschmeidig wie ein Aal, und dabei stolz und chevaleresque in allen seinen Bewegungen.

Sein bleiches, etwas schmales Gesicht zeigte seine Züge;—Geist blitzte aus den schwarzen Augen; — der kleine zierliche Schnurr- und Zwickbart à la Henri IV., fein gezeichnet, wie die kühn geschwungenen Augenbrauen, verrieth, gepaart mit der leicht gebogenen Nase, Muth und Entschlossenheit; während sein schwarzes lockiges Haar, eine zierliche Allongen-Perrücke—wie sie der König zu tragen pflegte—nicht übel ersetzte.

Prächtig hob sich dabei die schlanke Gestalt in dem Kleide von dunkelrothem Sammt, dessen Grund unter den Goldstickereien fast verschwand, indeß die Weste von Gold-Brocat den Körper bis zu den Knieen wie mit einem schimmernden Panzer deckte. Die fein gebildeten Beine umschlossen Strümpfe von weißer Seide, durch Rubin-Agraffen an den kurzen roth-sammten Hosen befestigt. Knöpfe und Schuhschnallen waren mit den gleichen Steinen besetzt; eine große Straußfeder—weiß, wie frisch gefallener Schnee, — wallte leicht und elegant über den kleinen, in drei Spitzen auslaufenden Hut, während der Degen keck und herausfordernd an der Seite des Cavaliers saß.

Und keck und herausfordernd, und lustig und leicht—wie damals die Weise an Ludwigs des Vierzehnten Hofe — waren auch des Herzogs Worte. Ahnte in jenen Tagen doch noch Niemand, daß dieser leichtsinnigste und frivolste aller Höfe einst—unter dem Einflusse einer Maintenon — eben so in Heuchelei und Frömmelei versinken sollte, wie er jetzt in Laster und Sittenlosigkeit versunken war.

So kannte man in der That des Herzogs Leichtsinn in religiösen Dingen; da sich aber unter den Höflingen das Gerücht verbreitet hatte: Saint-Aignan habe gestern vor einem Crucifixe den Hut abgenommen, so frug ihn eben die Herzogin von Chatillon: ob er sich etwa bekehrt und dem Herren zugewandt habe?

Saint-Aignan lächelte, dann sagte er: — Wir grüßen uns, aber wir sprechen nicht mit einander!

Alles lachte.

Er ist ein vollkommener Heide! — rief jetzt Saint-Fargeau.—Wissen Sie, meine Damen, was mir der Herzog jüngst für eine ketzerische Antwort gab?

Nein!—riefen Alle.

Und was denn für eine, mein Prinz? — versetzte Saint-Aignan lächelnd — ich bin mir dieser Sünde gar nicht mehr bewußt.

Als ich mich an einem der letzten Abende vom Spiele bei dem Herrn Herzog erhob, war derselbe so artig, mir seine Equipage anzubieten.

Er ist immer ein feiner Cavalier! — meinte die Montbazon.

Da ich nun aber wußte—fuhr Saint-Fargeau fort—daß seine Pferde den ganzen Tag in Bewegung gewesen, lehnte ich das Anerbieten ab. Was meinen Sie nun, was er hierauf antwortete?

Nun?—riefen Alle lächelnd.

Marbleu! — sagte er — wenn unser Herrgott meine Pferde zum Ausruhen geschaffen hätte, so würde er Kaplane der heiligen Kapelle aus ihnen gemacht haben!

Allgemeine Heiterkeit folgte diesem Ausspruche; der Herzog aber erhielt von den Damen, begleitet von manchem: „Gottloser Mensch!" verschiedene zärtliche Fächerschläge.

Ob ich wirklich darum gottlos bin, weiß ich nicht!—rief der Herzog.—Gottlos war es aber ganz gewiß, daß mir der Prinz an jenem Abend dreitausend Pistolen abgewann.

Nun! was ist denn das?—meinte der Herzog von Hacqueville — die Herzogin von Bourgogne verlor gestern Abend 12,000 Louisdor.

Poh! 12,000 Louisdor! — rief Herr von Brissac spöttelnd—eine Kleinigkeit! Da verstand es die Montespan besser. Sie verlor im Bassette-Spiele in einer einzigen Sitzung vier Millionen Livres, zwang aber die Banquiers fortzuspielen, bis sie alles wieder gewonnen hatte. Die Herren hofften sich ein andermal zu entschädigen, wurden aber bitter getäuscht, da die Montespan das Spiel der Bassete klugerweise gleich am andern Morgen verbieten ließ.

Das konnte sie leicht!—meinte die Herzogin von Sevigné heiter—blieb ihr doch immer das jeu d'amour!

Und mit ihm sechs Treffer!—rief Prinz Condé lachend.

Und doch hat sie Frau von Soubise ausgestochen!—rief Saint-Aignan leichtfertig.

...r die wieder Frau von Lüdre der ...pf war! — antwortete im gleichen ...e die Sevigné.

...Und wie lange wird diese wohl Farbe ...ten?—frug der Herzog von Caumar... ironisch.

...Was geht das uns an!—meinte Saint-Aignan. — Ich, für meinen Theil, mache es hier, wie ihre Majestät die Königin. Als sich vor kurzem das Gerücht verbreitete, daß jetzt Frau von Lüdre die Maitresse des Königs sei, hatte eine Dame der Königin die Dreistigkeit, derselben diese Neuigkeit mitzutheilen und hinzuzufügen: Ihre Majestät müssen sich dieser neuen Liebe widersetzen! — Da sagte die Königin ganz ruhig: das geht mich nichts an, das ist die Sache der Frau von Montespan!

Der Einfall ...el ungemein. Man wunderte sich über den Witz der kleinen Königin.

In diesem Augenblicke rief die Stimme des ersten dienstthuenden Kammerherrn: ...entree du cabinet!

...ogleich legten sich die Gesichter der ... Herrschaften in die der Etiquette ...echenden Falten;... die Herzoginen ... sich von ihren Ehrendamen die ...tenen Röcke glatt streichen, die Her... ...ntblößten das Haupt und die ganze ...ve trat in die königlichen Gemä...

...tzt bedeckten sich die Uebrigen wie... ...ie in der großen Gallerie anwesend ..., denn... ihre Stunde, die Stunde ... großen Audienz oder des Ganges sei... Majestät zur Messe, hatte ja noch ...t geschlagen.

...s waren ihr wohl noch an sechszig: ...ren und Damen, Staats- und Hof...gen, Cavaliere, Marquis, Grafen, ...rone und Angestellte aller Art. Auch ... funkelten und glänzten in prächtigen ...stümen, die Manchem unter ihnen—der ...lleicht keinen Sou in der Tasche hatte ...mehr kosteten, als sein ganzer Vermögensstand ausmachte.

Nur ein junger hübscher Mann, der ...scheiden, ja fast verlegen in einer Fensterniische stand, machte durch seine einfache, den Edelmann der Provinz verrathende Kleidung eine Ausnahme hiervon.

Aber wie hätte denn die Bescheidenheit ...es Jünglings und sein schlichtes Auftreten den Augen der Höflinge Ludwig ...es Vierzehnten entgehen können? Einfachheit und Bescheidenheit galten ja hier —wie jede sonstige Tugend—als wahre Lächerlichkeiten! Und so zischelte und spöttelte man denn auch weidlich über den Jüngling und freute sich unendlich in der großen Gallerie zu Versailles die entre temps — die langweiligen Stunden des Wartens — durch Witze auf und ...r den neuen Ankömmling abkürzen zu ...nen.

Der Jüngling selbst aber bemerkte von ...dem dem nichts.

Der Glanz und die Pracht des Hofes, an dem er sich heute zum erstenmale befand, das Imponirende des Schlosses und seiner jetzigen Umgebung, — die Masse der ihn umschwirrenden Höflinge, die sich hier so leicht und so ungenirt bewegten, als befänden sie sich in ihren eigenen Zimmern,—die flammenden Blicke der Damen, die den hübschen jungen Mann, trotz seiner schmucklosen unmodischen Kleidung mit Wohlgefallen betrachteten, — die Leichtfertigkeit ihrer ganzen Erscheinung, die soviel von ihren Reizen sehen ließ, daß kaum noch etwas zu verbergen war... alles dies verwirrte den Jüngling so sehr, daß er jeder ruhigen Beobachtung unfähig wurde.

Aber es waren ja auch noch wichtigere Dinge, die ihn beklommen machten und Herz und Geist beengten.

Der junge Gauthier von Montferrand stand ja heute an einem der wichtigsten Wendepunkte seines Lebens;... denn heute gerade beabsichtigte sein Oheim, — der alte würdige Hauptmann der königlichen Leibwache, Herr von Torcy, — seinen Neffen dem Könige vorzustellen und an dem weltberühmten Hofe von Versailles einzuführen.

Bei Gott! das war keine Kleinigkeit! zumal für Gauthier, der erst ein u. zwanzig Jahre zählte und bis dahin in der stillsten Zurückgezogenheit der Provinz und bei den strengsten Grundsätzen auferzogen war. Und was hatte er eben erst von all den vornehmen Herren und Damen hören müssen!... und dann... seinem... Frankreichs gewaltigem Könige, Ludwig der Vierzehnte, vorgestellt zu werden!... und in Folge dessen — Tag aus, Tag ein—unter der Aegide dieses großen Monarchen zu athmen und zu leben!

Die widerstreitendsten Gefühle durchstürmten die Brust des Jünglings. Einmal der Leibwache des Königs eingereiht, welche glänzende Laufbahn konnte sich ihm ...a möglicherweise eröffnen. Feldherrn und Staatsmänner waren aus dieser, mit dem Monarchen in so naher Berührung stehenden Leibwache schon hervorgegangen. Gauthier war Franzose genug, ...m sich ein kühnes stolzes Ziel zu setzen, ...jung genug, um von der leichten Er...füllung der kecksten Wünsche zu träumen. ...Ehrgeiz, Lebenslust und Lebensmuth ...llten daher jetzt in ihm auf; während ...n doch andererseits das Bewußtsein sei...r Unbedeutendheit, das Gefühl: wie ...ndlich viel ihm noch an Gewandt... Lebenserfahrung und imponirendem Auftreten — den anderen Hofleuten gegenüber—abgehe, gewaltig niederdrückten und beengten.

Gauthier fühlte, daß dieser Tag für ihn der Geburtstag eines neuen Menschen und einer neuen Welt sei;... er fühlte, daß er in dieser Stunde den ersten Schritt aus den Schranken der Jugend thue... und dieser Schritt ist für ein jugendliches Herz immer entzückend;—aber! —er fühlte auch, daß sich in der gleichen Stunde das Paradies der Jugend hinter ihm schloß.

Und!... wird es denn nicht jedem edlen Menschen schwer, von den holden Träumen, den seligen Täuschungen der Jugend zu scheiden?

Wer reißt auch gerne die Flügel sich aus?

Und doch begriff der Jüngling auch wieder: daß er die Blumenketten der Jugend durchbrechen müsse, wenn er Mann werden und eine Zukunft haben wolle.

Und er hatte Recht! das ist ja gerade ewige Jugend, daß immer Kräfte genug im Spiele sind und wir uns ganz u. frisch erhalten in Lust und Arbeit! Darum liegt in jenen Jahren ein Streben in uns: Alles zu sein und zu werden,—ein Streben, das, wie der Titan des Aetna, herauf zürnt nach dem Himmel der Unsterblichen aus den Tiefen unseres Wesens.

Und doch wandten sich des Jünglings geistige Blicke gerade in dieser entscheidenden Stunde auch wieder mit Schmerz in die Vergangenheit.

Wer kann Abschied nehmen von einem Eden ohne einen letzten Blick der Liebe, der Trauer, schmerzlicher Entsagung?

Und in diesem Eden wandelte noch dazu für Gauthier ein stiller lieblicher Engel, der die Spiele seiner Kindheit, in einfachen aber hohen und reinen Freuden seiner Jugend mit ihm getheilt. Es war ein gar liebliches herziges Mädchen—eine weitläufige Verwandte von ihm—Marie Angeline Scoraille de Rousille, Fräulein von Fontanges; — ein Bild der Schönheit der das röthliche Haar, der sanfte Blick, der blendend weiße Teint etwas von einer Madonna gab.

Welche schönen glücklichen Stunden hatte Gauthier doch mit ihr verlebt;.... dort, wo sein kleines väterliches Schloß stand, in der reizenden Limangne, an den Ufern des Allier, wo die Berge des Puy-de-Dome und Mont d'or ihre stolzen Häupter heben, und der Maulbeerbaum— das Kind des fernen glühenden Persiens —weite Ebene deckt.

An diese Gegenden... an seine liebe Heimath,... an das väterliche Schloß... an die alte treue Mutter, die jetzt einsam und allein dort wohnte,... an Angeline dachte der Jüngling eben und hatte, in süße Träumereien verloren, alles um sich her vergessen, als eine bekannte Stimme an sein Ohr schlug.

Es war die Stimme seines Oheims, des Hauptmanns von Torcy, der eben mit dem Prinzen von Massilac, Herzog von Saint-Aignan, aus den königlichen Gemächern kommend, in die große Gallerie getreten war und jetzt in lautem Gespräche auf den Neffen zukam.

So ist es, mein Prinz! — sagte Torcy in diesem Augenblicke—die Fontanges sind mit uns verwandt; aber es blüht nur noch ein einziges Zweiglein dieses alten Geschlechtes,... wenn auch ein gar schönes und liebliches.

Und das ist Fräulein Scoraille de Rousille?

Zu dienen: Marie Angeline Scoraille de Rousille!

Aber woher wissen Sie denn, Herr von Torcy, daß dies Kind so schön ist? Sie haben den Hof seit zwanzig Jahren nicht verlassen und sagen doch selbst, daß Fräulein Angeline erst sechzehn Frühlinge zählt.

Woher ich das weiß?—wiederholte der Hauptmann mit freudig stolzem Lächeln — das weiß ich von dem da! — und er zeigte auf seinen Neffen, der noch immer in der Fensterniische stand und sich jetzt, bei dem Herantreten des Prinzen und des Oheims ehrfurchtsvoll, wenn auch etwas linkisch, verbeugte.

Ein spöttischer Zug machte sich um die Mundwinkel Saint-Aignans geltend; dann zuckte der Prinz die Achseln und sagte:

Das Herz eines Jünglings ist bei solchen Angelegenheiten ein partheischer Maler.

Und Sie, mein Prinz, fiel der Hauptmann ein–sind ein ungläubiger Thomas. Schauen Sie hieher!

Torcy zog dabei ein Miniaturporträt aus seiner Brusttasche.

Aber der Prinz hatte kaum einen Blick auf das Bild geworfen, als er staunend ausrief:

Ja! das ist ein reizendes Wesen! wie kommen Sie, alter Haudegen, zu diesem Schatze.

Gauthier brachte mir es mit!—erwiderte Torca, mit schlecht zurückgehaltener Eitelkeit und stellte dabei dem Prinzen seinen Neffen als den Jugend- und Spielkameraden Angelenens vor.

Was sich in diesem Augenblicke in der Seele des Prinzen regte, konnte weder der neue Ankömmling noch der alte Soldat errathen. Nur eines trat unverkennbar hervor und dies war: daß der Prinz plötzlich den jungen Gauthier mit überraschender Güte und Freundlichkeit am Hofe zu Versailles willkommen hieß. Ja, er reichte sogar beim Abschiede dem Jünglinge seine Hand und sagte: „Wir werden Freunde sein!“

Wie aber hatte diese Scene mit einemmale das Benehmen aller Anwesenden gegen den jungen Mann verändert. Der Prinz von Marsillac, Herzog von Saint-Aignan, war wenn auch viel jünger als der König—doch immer einer der Günstlinge desselben. Im Momente schwiegen daher alle Lästerungen, Witze und Bonmots auf den neuen Ankömmling und das spöttische Benehmen der Höflinge wandelte sich gegen ihn, den ein Prinz, ein Günstlings des Königs eines so freundlichen Empfanges gewürdigt, in ein tiefehrerbietiges.

Der Hauptmann aber rief, sobald sich der Herzog entfernt hatte: — Junge, du hast Glück! Wenn der ein Wort für dich einlegt, bist du geborgen. Er ist zwar einer der liederlichsten und verschwenderischsten Menschen am Hofe... aber... sicher auch einer der Einflußreichsten!

Einer der liederlichsten und verschwenderischsten? — wiederholte Gauthier erstaunt—und da soll ich mich an ihn halten?

Herr von Torcy wollte antworten, aber in demselben Momente ertönte die Ankündigung: daß die große Ceremonien-Audienz beginne.

(Fortsetzung folgt.)

Als Katharine nach Peters I. Tode Kaiserin von Rußland wurde, schmachteten die russischen Frauen in arger Barbarei. Die Kaiserin führte bald gemischte Gesellschaften ein, veränderte die Kleider der Frauen und brachte englische Moden auf; statt Pelz brachte sie Taffet und Damast in Gebrauch und verwandelte die Zobelkappen in modischen Kopfputz. Von der Zeit an wurde das schöne Geschlecht nicht mehr eingesperrt, sondern sah Gesellschaften, besuchte sich einander u. war bei jeder Lustbarkeit gegenwärtig. Katharina erließ, um in die höhere Gesellschaft Anstand und Lebensart hineinzubringen, folgende Verordnungen: 1. Diejenige, in dessen Hause die Gesellschaft gehalten wird, soll es durch Anschlagung eines Zettels oder sonst auf öffentliche Weise den Personeu beiderlei Geschlechts anzeigen. 2. Die Gesellschaft soll nicht eher als 4 oder 5 Uhr Nachmittags ihren Anfang nehmen und nicht länger als bis 10 Uhr Abends dauern. 3. Der Hausherr soll nicht verpflichtet sein, die Gäste zu empfangen oder beim Weggehen zu begleiten, auch nicht der Gesellschaft beizuwohnen. Doch ist der Hausherr verpflichtet, seine Gäste mit Stühlen, Lichtern, Getränken und andern Nothwendigkeiten, welche sie verlangen, zu versehen so wie auch für Karten, Würfel und andere Spielbedürfnisse zu sorgen. 4. Es soll keine Zeit zum Kommen und Weggehen der Gäste bestimmt und Niemand verbunden sein, zu erscheinen. 5. Jeder soll in der Gesellschaft die Freiheit haben, nach Gefallen zu sitzen, zu gehen oder zu spielen. Keiner soll dem Andern hinderlich sein oder gegen das was er thut, Einwendungen machen, bei Strafe der Ausleerung des großen Adlers (ein Becher worin ein Rösel Branntwein geht). Beim Hereinkommen und Weggehen soll es genug sein, die Gesellschaft zu grüßen. 6. Personen von Stande, Edelleute, Offiziere, Kaufleute, große Künstler, vorzügliche Tischler und Personen von der Kanzlei sollen die Freiheit haben, ihre Weiber und Kinder mitzubringen. 7. Den Bedienten, außer denen vom Hause, soll ein besondere Platz angewiesen werden, damit die Gesellschaft im Zimmer Platz genug hat. 8. Keine Frau soll sich unter irgend einem Vorwande die ganze Zeit über betrunken finden lassen, und kein Mann vor neun Uhr. 9. Frauen, welche um Pfänder spielen oder dergleichen, sollen nicht lärmend oder ausgelassen sein. 10. Niemand soll eine Dame mit Gewalt küssen und sich nicht unterstehen, ihr mit Schlägen zu drohen, bei Strafe der Ausschließung von der Gesellschaft. Wie haben sich seitdem die Sitten der Gesellschaft geändert!—

Pariser Anzeige.

Zur großen Weihnachtsfeier lade ich meine Freunde ein und werde folgenden Speisezettel liefern:

1. Suppe a la Cockronches.
2. Gespickte Regenwürmer als Entree.
3. Saure Rattenschenkel in Himbeersauce.
4. Knusgrig gebratener Eselsschwanz mit gerolltem Rispengras.
5. Mehlspeise mit fetten Fliegen.
6. Pferdesilet in Wichssauce mit faulem Aepfel-Compot.
7. Große Rosinen im Sack, Nüsse zum Knacken, Trauben, die zu hoch hängen u. Weisbrod aus den Regierungszeiten der Jungfrau von Orleans.

Mit Weinen können wir aufwarten.

Preis per Couvert 1 Louis.

H. U. M. Bug,
Restaurant.

Predigt. In den zu Paris von 1511 bis 1530 gedruckten Predigten des Paters Ollivier Maillard ist am Raude durch Hem! Hem! jedesmal angegeben, wenn der Prediger während des Vortrages gehustet hat.

Die Rinnerpescht.

1870.

Es isch e Unglücksjohr des Johr,
Des muß e jeder sage;
Doch kimmer amol nix defor
Un müssen's ruhig trage.
Zuerscht die große Trockening,
E halbes Johr ke Rege,
Hernooch die viel Einquartiring
Vun Leut un Gäul un Wäche.
Jetzt isch e annrer Lascht im Ort,
Ich derf schier net dra denke,
Ich bin a still un sag ke Wort;
Mer muß halt Glawe schenke.

Mei fahli Kuh — vun sechs die Bescht —
Hot d'vorig Woch net g'soffe.
De Dotter sägt, 's wär d' Rinnerpescht,
Hätt all mei Vieh betroffe.
Ehr kenn's euch denke, wie's em werd,
Wammer muß so was höre
Un all sei Vieh—'s isch a de Werth—
Zum Stall sieht naus spedire.
Des dut em weh, des sag ich euch,
Derf noch dazu nix babble;
Un red mer was, heeßt's: Bauer schweig!
Was geb ich for dei Schwabble.
Was dut mer net — de G'scheitscht giebt noch,
Mer hot halt viel ze sorge.
's isch ämol des e großi Ploog,
Muß uf die Herre horche.
De Mischt, die Kripp, des Stroh im Stall,
Die Reff muß mer verbrenne,
Das Plaschter, korz, die Sache all;
Mer muß 's ganz Haus umwenne.
Was lebt im Haus muß eigsperrt sei,
Die Hund, sogar die Katze.
Die Daube, Hühner müsse nei,
Sie kinn im Häusel kratze.
Die ganz Familie kriegt Arrescht,
So dut mer em do petze;
Fascht sollt mer d' Schbatze noch ins Nescht,
Un d' Mäus in d' Löcher setze.
En Poschte stellt mer em vor's Haus,
Derf net vor's Fenster gucke.
's derf Niemand rei un Niemand naus,
Muß still in's Eck sich ducke.

Ganz draus am Dorf do steht e Hütt
Vun Bretter ufgeschlage,
Vor was, des weeß ich selber nit,
Des sin de Herre ehr Sache,
Do muß e Jeder noch enei,
Un muß sich „räächere“ losse;
Es soll en großer G'schtank drin sei—
Des sin so neue Bosse.
Soldate sin noch kummedirt,
Die müsse d'Weg versperre
Un sorge, daß nix dorchpassirt,
Was muß „geräächert“ werre.
Ja dene ischt die Pescht ehr Glück,
Die dut ke Kugel treffe;
Doch Meiner kummt net ball zurück,
War vor Paris im Treffe.

Wie kinnt mer lebe jetzt in Ruh,
Jetz muß der Krieg do kumme,
Die Pescht, wer weeß noch was dazu,
D' ganz Freed isch im genumme.
Mer kinnt jetz keltre neue Wei,—
Bis Sunndag hemmer Kerwe,
Do kinnt mer mol recht luschtig sei—
O, Gumbeer! 's kummt's Verderwe!

Oberhochstadt.

Männer und Jungen.

Präsident Grant ist ein stiller Mann.
Napoleon III. ist todter Mann.
Graf Beust ist ein Friedensmann.
England ist einstweilen noch sein Nebenmann.
Der Sultan ist ein kranker Mann.
Der olle Lehmann und Bismarck sind keine Männer, sondern gesunde Jungen, die nur auf der Welt sind, um die verschiedenen Männer zu ärgern.

(Aus dem Neujahrswunsch des Louisville Volksblatt.)

Die Glocke tönt! Ein Jahr entschwunden!
Ein Jahr voll Freud' und Lust und Leid!
Ein Jahr voll Blut und Todeswunden!
Das Jahr von Deutschland's Herrlichkeit.
Das Jahr, da Deutschland's Heldensöhne,
Vom Freiheits-Odem angefacht,
Das Kaiserreich dort an der Seine
Zertrümmerten durch manche Schlacht.

Die deutsche Schmach, sie ist geendet,
Es ist erschöpft des Jammers Born,
Germania, dein Antlitz wendet
Sich nicht mehr ab in Schmerz und Zorn.
Wer wagt uns noch den hohen Glauben,
Den heil'gen Trost des Vaterlands,
Wer wagt den grünsten Zweig zu rauben
Aus uns'res Volkes Siegeskranz?

Wer wagt von Opfern noch zu sprechen,
Von jenem Meer von Blut und Grau'n?
In kalter Eigensucht zu brechen
Der Todten freudiges Vertrau'n?
Nein! Nein! Ist auch noch neu die Wunde,
Mag groß der Opfer Zahl auch sein,
Des deutschen Reiches größte Stunde,
Kann nicht die Zeit der Klage sein.

Deutschland, man hatte viel verbrochen,
An deiner Langmuth und Geduld;
Du bist ein Volk, du hast's gesprochen,
Du hast gelöst die alte Schuld!
Du bist ein Volk! Nicht Geld nicht Ehre,
Nicht deiner Waffen Glanz und Ruhm,
Der Blutpreis deiner Siegerheere,
War deiner Einheit Heiligthum!

Und während aus des Dunkels Schwingen
Zu lichtem Morgenglanz erstand
Das deutsche Reich, da fiel im Ringen
Des fränk'schen Feindes Kaiserland.
Des Hochmuths eitle Majestäten,
Sie kannten deutsche Schwerter nicht,
Vom Weltengeist sind sie zertreten,
Vom Weltengeist im Weltgericht.

Vor einem Jahre noch, da beugten,
Die Mächt'gen sich vor Frankreich's Herrn,
Dem die Jahrhunderte bezeugten
Abgött'sche Ehrfurcht—nur zu gern!
Und heut'? Die Krone ist zerschlagen,
Zerrissen ist der Lorbeerkranz,
Ein Schattenbild aus frühern Tagen
Ist jetzt sein einst'ger Zauberglanz.—

Im Land der Freien waltet Frieden,
Des Krieges Leid, des Krieges Qual
Hat uns im neuen Land gemieden,
Wo uns beglückt der Freiheit Strahl.
Mög' überall bald Frieden walten,
Mög' jede Thräne—Freude sein;
Und in der Menschenliebe Schalten
Das Herzleid bald vergessen sein.

Drum hoch das Haupt! Schon tagt der Morgen!
Schon grüßt uns hell der Sonne Strahl;
Schon taucht in's tiefe Meer der Sorgen
Des Unmuths Nebel, bleich und fahl.
Schon leuchten golden rings die Fluren
Der Hoffnung; und wie immerdar
Im Weltenall der Liebe Spuren,
So winkt das Glück im neuen Jahr.

Des Geistes ewig junge Blüthen
Habt ihr aus meiner Hand empfahn,
Bei Sonnenschein, bei Wetters Wüthen
Stets brach ich frisch und froh mir Bahn.
Und seid ihr heute froh zufrieden,
So denkt auch an den Trägersmann,
Der von dem „grünen Blatt" hienieden
Ein gutes Stück wohl brauchen kann.

Wochenschau.

Louisville, 31. Dezember.

Das Jahr, welches mit dem letzten Tage der vorigen Woche abschloß, wird der Geschichtschreiber neben dem als Vorläufer zu demselben anzusehenden Jahre 1866 zu dem ereignißvollsten der bisherigen Weltgeschichte zu rechnen haben, denn es tilgte mit Einem Schlage für immer die Jahrhunderte lange Schmach, in welche die kurzsichtige, egoistische u. freiheitsfeindliche Regierungspolitik des Hauses Habsburg und das reichsverrätherische Streben mächtiger Territorialfürsten im Bunde mit dem deutschen Erbfeinde über Deutschland gebracht hatten, machte der durch den infamen Westphälischen Frieden besiegelten Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands ein Ende, gab ihm die vom übermüthigen Franken geraubten beiden schönsten Provinzen zurück, schuf aus dem vom Auslande verspotteten Deutschland das mächtigste und stolzeste Reich der Erde und versetzte Frankreich zu demselben in dieselbe Stellung, in welcher es selbst Jahrhunderte lang zu diesem gestanden hatte. Wer das vor einem Jahre hätte voraussagen wollen, wäre als ein eitler Träumer verlacht worden und fürwahr, man begreift kaum, wie es möglich war, in einem so kurzen Zeitraum so unendlich Großes, so fast für unmöglich Geltendes zu bewerkstelligen. Ist denn auch wohl ein größerer Kontrast denkbar als das zwischen dem heutigen Deutschland und dem der letzten Jahrhunderte? Das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation," ein Titel ähnlich dem der königlichen polnischen Republik, war schon, ehe es sich 1806 förmlich auflöste, nichts als ein vermodertes Reichsgespenst. Das Reichsgebiet war eingetheilt in 10 Reichskreise, neben welchen jedoch noch eine bedeutende Anzahl „reichsunmittelbarer" Gebiete existirte und eine Masse von gegen 1500 „reichsritterschaftlicher" Güter, deren Besitzer, durchschnittlich über einen Flächenraum von einer Achtel- oder gar Neuntels-Geviertmeile „herrschend," sich nicht schlechter oder minder souverain dünkten als die kurfürstlichen, fürstlichen und herzoglichen Reichsstände. Der Inhalt der reichsten Farbenschachtel der Welt würde lange nicht hinreichen, von der Buntheit der Reichskarte eine Vorstellung zu geben. An 300 souveraine Territoriengeistliche und weltliche Kurfürstenthümer, Herzogthümer, Mark- u. Landgrafschaften, Bisthümer, Probsteien, Abteien, Reichsgrafschaften, Reichsfreiherrnschaften, Reichsstädte, Reichsstädtchen, Reichsdörfer—bildeten diesen ächten und gerechten Reichsweichselzopf. Die Reichseinheit war ein romantischer Traum, die Reichsverfassung eine Lüge, der Kaiser ein Papanz, welcher nur noch kleinste und feigste Diebe schreckte, der Reichstag eine Schwatz- und Klatschstube voll steifleinener Langeweile, die Reichskasse ein Vaccum, das Reichsgericht die erste Verschleppungsanstalt auf Erden, die Reichsarmee der Spott der Welt. Die obern Stände verausländert und entsittlicht, die unteren verdummt und verknohtet. Die Kirche da in absurdem Formelkram erstarrt, dort in Schlemmerei und Unzucht sich wälzend. Der Adel im Hoflakaienthum vernützt oder zum Krautjunkerthum verdummt. Der Bürger ein Spießbürger, der Bauer ein Sklave. Zu Alledem noch eine Gelehrtheit, deren Stupidität nur von ihrem Servilismus übertroffen wurde — einem Servilismus, der den wackern Patrioten Mäser berechtigte, seinen Landsleuten und Zeitgenossen den Vorwurf der „deutschen Hundewuth" in's Gesicht zu schleudern.

Also war des deutschen Reiches Herrlichkeit und kaiserliche Majestät unter dem Reichsregiment des Hauses Habsburg herabgekommen, und dieses „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" zu stürzen, konnte dem ersten Napoleon nicht schwer fallen, und das Geschick des polnischen Reichs wäre ihm unfehlbar zu Theil geworden, wenn nicht eben in deutschen Landen eine Fülle von Bildungs- und Vergnügungskeimen vorhanden und in leisem Aufsprossen begriffen gewesen und nicht die Schwächung des Hauses Habsburg, dieser Säule des brutalen Despotismus, das Emporkommen Preußens ermöglicht hätte, welches in seinem eigenen Interesse darauf angewiesen war, sich jene Bildungs- und Vergnügungskeime dienstbar zu machen, sich fortwährend auf Kosten des übrigen Deutschlands zu vergrößern, um dasselbe allmälig zu absorbiren und dann im eigenen Interesse und zum Vortheile Deutschlands die Rolle zu übernehmen, welche das verrottete Haus Habsburg so lange zum Nachtheile Deutschlands gespielt hatte. So fein auch die Diplomaten nach dem Sturze des ersten Napoleon die Fäden in Wien gesponnen hatten, um Preußen und Deutschland um die Früchte ihres Sieges zu betrügen und das letztere durch den Dualismus der Häuser Habsburg und Hohenzollern uneinig und geschwächt zu erhalten, es half doch Alles nichts, der geniale Staatsmann Bismarck zerriß im Jahre 1866 mit kühner Hand jene die Erstärkung Deutschlands hemmenden Fäden und hob mit Aufhebung des Dualismus das Haupthinderniß der Einigung der deutschen Lande zu Einem großen und mächtigen Reiche, wie es vormals war, auf. Die letzte Fessel aber, welche derselbe bei aller Klugheit und Thatkraft nicht so rasch zu sprengen vermachte, die sprengte der Erbfeind selbst in verblendetem Uebermuthe mit einem Schlage, indem er durch seine, gegen das langsam vor sich gehende deutsche Einigungswerk gerichtete frivole Kriegserklärung das schlummernde deutsche Nationalgefühl weckte und den unter der Asche glimmenden deutschen Patriotismus zur hohen, ihn selbst versengenden Flammen emporlodern ließ. Kaum ward der seiner Fesseln entledigte junge deutsche Riese seiner Kraft sich bewußt, als auch schon der gefürchtete mächtige Erbfeind besiegt und blutend am Boden lag. Binnen wenigen Monden war die ganze stolze Armee des für unbesieglich gehaltenen Frankenreichs zertrümmert, waren seine mächtigsten Bollwerke in deutschen Händen, und was sich jetzt auf dem Boden Frankreichs abspielt, sind nur die letzten Kraftanstrengungen eines sich über seine Unbesiegbarkeit belügenden und im Glauben an dieselbe sich noch einmal gewaltsam aufraffenden Volkes, das letzte Aufflackern eines im Erlischen begriffenen Lichtes. Bald wird es seine Ohnmacht dem verachteten Deutschen gegenüber einsehen, und ist erst das stolze Paris gefallen, den Traum seiner Weltherrschaft für immer aufgeben und sich an den verhaßten Gedanken gewöhnen müssen, daß von nun an Deutschland die gebietende Macht in Europa ist.

Wir Deutschen im Auslande dürfen stolz sein auf die Errungenschaften des verflossenen Jahres, die ja auch uns zu Gute kommen und die Mißachtung, mit der man uns noch immer dann u. wann begegnete, in die höchste Achtung vor uns als Volk verwandeln müssen.

Auch in diesem Lande schloß die vorige Woche ein ereignißvolles Jahr ab, indem es die so sehr ersehnte Steuerreform anbahnte und die leider so nothwendige Reconstruktionsepoche durch Vornahme von Wahlen in den letzten noch ausgeschlossenen Staaten zum Abschluß brachte, so daß das, ebenfalls durch Blut und Eisen vollbrachte, Einigungswerk auch hier jetzt als vollständig vollzogen zu betrachten ist und die Union jetzt mehr als je diesen Namen verdient.

Die Union der Ver. Staaten von Nordamerika und die Union der Ver. Staaten Deutschlands sind jetzt die unbestrittenen Gebieter der Welt, und wir Deutschen hierselbst, die wir der letzteren durch Abstammung und der ersteren durch Adoption angehören, haben wahrlich Grund, uns über die stolzen Resultate des verflossenen Jahres zu freuen.

Nun, man kann es den Deutschen unserer Stadt gewiß nicht nachsagen, daß sie nicht in der heitersten Stimmung in das neue Jahr hinübergegangen sind: schon am Montag bereitete sich der Teutonia Männerchor durch einen gemüthlichen Ball zum Eintritt in dasselbe vor und am Donnerstag folgte der Orpheus mit einer seiner sehr beliebten und von Alt und Jung und Groß und Klein genug besuchten Unterhaltungen mit Sang, Spiel und Tanz, wobei sogar eine komische Oper zur gelungenen Aufführung kam. Der wackere Liederkranz hätte gern, wie bisher so auch diesmal den Beschluß mit einem fröhlichen Sylvesterballe beschlossen, um direkt in das neue Jahr mit Sang und Klang hineinzuspringen. Aber obgleich so Viele schon im Voraus auf die im besten Andenken stehenden Liederkranz-Sylvesterbälle freuen, durfte diesmal doch der Sylvester nicht öffentlich gefeiert werden, weil das Neujahr auf einen Sonntag fiel und unschuldige Freude, sobald sie nach Samstagmitternacht sich äußert, nach amerikanischen Begriffen zur Sünde wird, und deshalb mußte der Liederkranz den Sylvesterball auf Montag den 2. Januar verlegen, an welchem auch der erste deutsch-protestantische Unterstützungsverein und unser Mitbürger John Krämer den Neujahrsball zu geben gezwungen sind. Durfte der Sylvester aber auch nicht öffentlich gefeiert werden, so ist er nichtsdestoweniger allgemein in trauten Privatzirkeln gefeiert worden. Und ohne Zweifel hat auch manche unserer holden Jungfrauen in der Sylvesternacht, um den Stand ihres Zukünftigen zu erfahren, geschmolzens Blei durch einen Schlüsselkamm in eine Schüssel mit Wasser gegossen. Wollen sie übrigens das Bild ihres Zukünftigen sehen, so müssen sie am 3. Januar, also am nächsten Dienstag, in einen Brunnen blicken.

Auch bei den Amerikanern ist übrigens die Woche von Weihnachten bis Neujahr der geselligen Frende gewidmet, wenn auch nicht öffentliche Concerte und Bälle stattzufinden pflegen. Die aus ausgezeichneten Kräften, zu denen natürlich auch deutsche Musiker und Musikfreunde gehören, bestehende Mendelsohn-Society gab am Montag für ihre Mitglieder ein Concert, in welchem unter andern ein Trio und Chor aus Haydn's Jahreszeiten und sieben Nummern aus Haydn's Messe in D'Moll gesungen wurden. Es wäre zu wünschen, daß die Bestrebungen dieses Vereins, der hauptsächlich deutsche klassische Musik kultivirt, regeres Interesse unter unsern Deutschen fänden.

Eine Art Vorbereitung auf's neue Jahr, an der aber nur wenige Deutsche Geschmack fanden, ging in der Weisiger-Halle vor sich: ein theologischer Zweikampf gewisser Methodisten und Campbelliten. Die Ersteren waren durch Hrn. Ditzler vertreten, der ein gelehrter Mann mit hebräischen, griechischen, syrischen und arabischen Brocken um sich warf und in der gelehrt-orthodoxisten Weise die Schrecknisse der Hölle auszumalen und diese den Zuhörern „heiß zu machen" verstand. Als Kämpe für die Campbelliten trat Herr L. W. Wilkes von der Christian Church in Lexington, der was ihm an Gelehrsamkeit abgeht, durch ernsten Eifer zu ersetzen sucht, in die Schranken. Die Ergebnisse dieses Zweikampfes, der das größte Interesse unter den Eingebornen erregte, werden bald in einer besonderen Broschüre zu lesen sein.

Wir Deutschen aber lassen uns die fröhliche Weihnachts- und Neujahrszeit nicht durch Hinweise auf die Schrecknisse der Hölle trüben, wir wollen uns blos freuen und suchen auch unseren Nebenmenschen Freude zu bereiten. Und am heutigen Neujahrstage sieht man nur fröhliche Gesichter und die sich begegnenden Bekannten rufen sich ein „glückliches Neujahr" zu und wünschen sich alles mögliche Glück im Neuen Jahre. Schon im alten Rom waren diese Neujahrswünsche hergebracht; mit dem Wunsche: Annum novum faustum felicemque tibi! was ganz in unserm: „ein glückliches Neujahr" entspricht, begrüßen sich die Begegnenden, und an dieser alten guten Sitte wollen wir festhalten und daher unsrerseits allen unsern Leser und Leserinnen von Herzen zurufen:

Ein glückseliges Neujahr!

Geburtstag. Ihre Geburtstage vergessen die Mädchen nicht leicht. Mit dem Geburtsjahr geschieht ihnen aber meistens dieser Streich, wenn sie ihren Geburtstag schon etwas oft gefeiert haben.

Stachelmeier.

Vor Paris, 1. Jan. 1871.

Jeliebte Rehdachsion!

Wenn ick Sie und Alle Diejenigen, welche heute hinnerm warme Ofen sitzen und an ihrem Eierpunsch lubbern können, heite een fröhliches Neijahr wünsche, so thue ick det mit um so schwererem Herzen dhun, als ick hier in die Kälte sitze und in eenem fort uf det Fort Avron schießen muß, wat um so unanjenehmer is, als die Franzosen sich det nich jefallen lassen, sondern wieder zurückschießen. Ick wünschte, ick hätte den Dschahn hier bei mich, unser Rejimentsschuster hat mich schon oft jesagt, det er mit dem Dschahn fern



Schmollis drinken möchte. Außerdem is hier een jroßer Mangel an Stroh und der Dschahn liefert, wie ick jesehen habe, jeden Dag eene solche Menge Stroh für die „Eenzige", det wir ihm schon deßhalb sehr verwerthen können.

In Iraveltown hat jestern, wie ick jehört habe, wieder die Borjermeesters und die Municipalwahl stattgefunden. Die jewöhnliche Stimmzettel



wurden schon am Freitag vom Bruder Leim ausjejeben, aber jewählt is er da[..]m doch wahrscheinlich nich jeworden, [..]n wer ihm kennt, der kooft ihm nich. [I]ck hoffe, det meine Weihnachtsjeschenke [k]ompt anjekommen sind. Dem Hinken[..]n habe ick via Palmyra, Ind., zwee [P]ariser Hauskater zum Lunch jeschenkt. Er soll sich sehr darüber jefreut haben. Wie er die Kiste jekriegt hat, hat er nämlich jejloobt, et sei een jroßartiges Jeschenk von seinem Onkel, der nämlich schon lange dodt is. Aber det Jeschichte, wie er die Katzen fand!

Dem Kutschke ist ooch wat Menschliches passirt. Der frißt nämlich jerne Worscht. Und nu müssen Se wissen, dat die Königin Aujuste zum Herbst een Schwein jeschlacht und ihrem Ollen, dem König Willem een paar Knackworscht jeschickt hatte. Der Kutschke, der seinen thierischen Instinct nich hat bändigen können, is in die Nacht int Palais vom Willem jeschlichen und hat, da dat Annectiren Mode is, eene Worscht wegstibitzt. Der olle Willem aber hat det rausjekriegt und hat mit dem Bismarck zusammen eene Worscht aus Schweinejalle jemacht und uf den Platz jelegt, wo die annere jelegen hatten. Wie nu der Kutschke in die nächste Nacht wiederkommt, hat er ooch richtig die Worscht mitjenommen und sich eenen jehörigen Happen in die Speisemaschinerie jeschoben. Wat nu jefolgt is, kann ick nich jut beschreiben Sie müssen sich also mit eene zarte Andeutung begnügen. Der Kutschke hat nämlich des jethan, wat Paris, wenn et nischt mehr zu essen hat, dhun wird. Wie der Bismarck des jesehen hat, hat er sich seine drei historischen Haare jestreigelt und hat jejagt: „Kutschke, det Annectiren is keene Sünde, aber man muß ooch wissen, wat man annectirt", womit ick mir unnerzeichne als Ihr hochjeachteter

Stachelmeier,
mit den scheenen Rand um den Neujahrswunsch.

Ein Vorschlag und Bitte.

Ich möchte gerne bei dem Krupp'schen Riesen-Belagerungs-Geschütz Pathenstelle annehmen, damit mein schöner Name auch der Nachwelt verloren gehe. Wenn Jemand Bismarck oder Moltke sieht, so lege er ein gutes Wort für mich ein, es muß nur grade kein Casrar Anton Hesing sein.

Die faule Grete,
eben so gut vor Paris liegen könnte.
(Anmerkung. Die „faule Grete" hieß [das] erste brandenburgisch-kurfürstliche Geschütz, mit welchem die Ritterburgen zu[s]ammen geschossen wurden.)

„Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen!" Dies Sprüchlein hat weder ein ..., noch ein Apotheker erfunden.

Ein grauenhaftes Haus.

Der schwarze Tod — noch jetzt lebt die Erinnerung an dieses entsetzliche Ereigniß des 14. Jahrhunderts, freilich mit sagenhafter Ausschmückung, im Volke. Es schien damals, als stehe der oft vorhergesagte Weltuntergang unmittelbar bevor. Die leblose Natur rang in unerhörten Zuckungen und das Lebende in diesem zu einem schrecklich großen Theile den Untergang. Durch drei Continente schritt jene Pest mit verheerendem Fuße und ihre Spuren bezeichnete eine nur durch das Klaggeschrei der Ueberlebenden unterbrochene Verödung.

Ein kaum minder furchtbarer Gast ist der schwarze Tod unseres Jahrhunderts, die Cholera, welche, im Jahre 1817 von Vorderindien aus ihre Weltwanderungen beginnend, am 22. Sept. 1823 zum ersten Male europäischen Boden betrat. Die seitdem von ihr unternommenen Verheerungszüge sind bekannt. Sie berührte auf denselben unter andern Ländern im Jahre 1853 Dänemark und namentlich Kopenhagen wurde von ihr schwer heimgesucht. Der Schrecken ging vor ihr her; aber das, was sich ereignete, übertraf an Entsetzen und Schauerlichkeit selbst die Gebilde der ausschweifendsten Furcht. Eine furchbare Scene aus jener furchtbaren Zeit malt Wilhelm Bergsöe in seinem Novellen-Cyclus „von der Piazza del Popolo", dessen erschienene deutsche Uebersetzung von Adolph Strodtmann (Berlin, Fr. Duncker) als eine vorzügliche empfohlen werden kann. Die Episode, welche wir aus dem Buche herausheben, mag zugleich zeigen, wie plastisch unser dänischer Verfasser zu schildern versteht.

Es war eine unheimliche Nacht. Der Regen floß in Strömen. Ein Ungewitter entlud sich in voller Macht, Blitz folgte Blitz, die zuckenden Strahlen fuhren mit einem Donnergetöse herab, das schauerlich in den Straßen Kopenhagens widerhallte. In dieser Nacht wurde ein junger Arzt, dessen Vater erst vor Kurzem der Cholera erlegen war, zu einer Kranken gerufen, die sein Vater früher behandelt hatte und der Hilfe zu leisten er deshalb für doppelte Pflicht hielt. Der Adresse nach wohnte das Mädchen in einem keineswegs gut beleumundeten Hause; doch die Menschlichkeit siegte über alle Bedenken, der Arzt hüllte sich in seinen Mantel und trat seinen Weg an.

Die Blitze blendeten und verwirrten den nächtlichen Wanderer, der Sturm riß seinen Regenmantel in Fetzen, kaum konnte er den Hut auf dem Kopfe erhalten, der Regenschirm war ohnehin nicht zu gebrauchen. Es war ein verzweifelter Marsch für einen Menschen, der, wie der Arzt, in den letzten vierzehn Tagen allnächtlich nur vier Stunden Schlaf sich hatte gönnen können. So oft er eine der alten qualmenden Thranlampen jenes Viertels, in das er einzudringen gezwungen war, erreichte, hielt er an, um Athem zu schöpfen und neue Kräfte zu sammeln.

Endlich erreichte er den bezeichneten Ort und stand vor einer hohen Steintreppe, die zu einer niedrigen und schmalen Hausthür führte, deren oberste Haspe sich gelöst hatte, so daß sie jetzt vom Winde hin und her klapperte. Es war ein sonderbar hohes, schmales und finstres Haus. Viele Stockwerke waren übereinander gestapelt. Es sah fast aus, als ob die obersten die untersten hinabdrückten und als ob das Gebälk, müde des beständigen Druckes, Verlangen trüge, die Mauersteine hinauszuschieben und diese sammt den Bewohnern des Hauses auf die Straße zu schleudern.

Dazu sah das Haus so düster, schwarz und unheimlich aus, daß dem Arzt plötzlich einfiel, es habe Aehnlichkeit mit einem Sarge, der aufrecht in die Höhe gestülpt sei und jetzt, im Gefühle seiner unbequemen Stellung, große Lust habe, sich vornüber zu neigen und sich in die Erde, wohin er gehöre, einzuwühlen.

Der Blick des Arztes fiel auf die feuchte, moderige, mit grünem Moose bewachsene Kelleretage, an der ein Plakat „Logis für Seeleute" befindlich war. Von dort schweifte er auf die niedrige Parterre-Etage, deren kleine Fensterscheiben im Winde klirrten und die mit ihren rothen Gardinen und verschiedenen Schildern sich als Kaffee und Billard ankündigte. Dann glitt er die schwarze Mauer hinan zum ersten, zweiten, dritten, vierten und fünften Stock, wo er in einem Durcheinand er entzwei geschlagener Fensterscheiben, zertrümmerter Dachsteine und gähnender Dachrinnen verschwand.

Ein Blitzstrahl beleuchtete nochmals das unheimliche Haus, während der Arzt dasselbe betrachtete, und sein Blick fiel auf ein kleines, weißes, viereckiges Schild. Er wußte jetzt, wo er war, ging die Steintreppe hinan und trat in eine Art Korridor, der in einen Hofraum hinausführte, aus welchem ihm ein erstickender Qualm entgegenschlug. Er klopfte an die Thür des Kaffeehauses......Niemand antwortete. Er öffnete die Thüre......Eine melancholische Glocke war die einzige Stimme, die seine Ankunft begrüßte...kein Mensch war zur Stelle. Er schritt durch die kleine Billardstube und strauchelte über Bälle und Queues, die in öder Verwirrung umhergeschleudert waren.

Sich durch das Dunkel vorwärts tastend, an Tische und Stühle anstoßend, Flaschen und Gläser umherwerfend, kam der Arzt durch die Schenkstube in ein elendes Wohnzimmer, um von dort wieder durch die Küche in den Gang hinaus zu gelangen. Da Niemand auf sein Rufen achtete, so versuchte er, sich die schmale, schmutzige Treppe hinanzutasten, die ein Blitzstrahl ihm zur rechten Hand erhellte. Er ergriff das Geländer und begann hinauf zu klimmen. Stroh und Lumpen lagen hie und da verstreut, und ein Paar Katzen, die zischend und miauend hintereinander die Treppe herabgepoltert kamen, war alles Lebendige, was dem Arzt begegnete.

Im ersten Stock angelangt, suchte der Arzt sich wieder zu orientiren. Er taumelte umher, donnerte an die Thüren, halb erstickt von dem pestartigen Dunst, der die Treppe erfüllte und der zunahm, je höher er die Treppe hinaufstieg; aber er hörte nur den hohlen dumpfen Widerhall des Geräusches, das er verursachte. Niemand kam ihm zu öffnen......Niemand schien die mindeste Rücksicht auf ihn zu nehmen.

Dasselbe wiederholte sich im 2. Stockwerk, nur wäre der Arzt hier beinahe noch die Treppe hinuntergestürzt, da ein großes Stück des Geländers abgebrochen war und er in der Dunkelheit seine Füße in dem Stroh, den Hobelspänen und alten Lumpen verwickelt hatte, die gerade an dieser Stelle haufenweise umherlagen.

Der Arzt klomm zum dritten Stock hinan und lehnte sich ohnmächtig an den Thürpfosten, bevor er anklopfte. Einen Versuch, frische Luft durch eines der kleinen, in Blei eingefaßten Fenster einzulassen, hatte er aufgeben müssen, denn sie ließen sich nicht öffnen und als er einige zerschlug, drang vom Hausraum herauf ein Duft, der ihn veranlaßte, so rasch als möglich wieder zu flüchten. Nach einiger Anstrengung erreichte er ein Thauende, das neben der Thür hing und als Klingelzug zu dienen schien. Er zog daran, die Glocke gab einen dumpfen Schall, der fast einem heiseren Lachen glich und dem alsbald ein langgezogenes Geheul und ein vernehmliches Scharren an der Thür folgte. Jedesmal wenn der Arzt schellte, wiederholte sich dasselbe; nur heulte der Hund stärker und kratzte, als gelte es Leben und Tod, von hier fortzukommen. Der Arzt stemmte die Schulter gegen die Thür und drückte; aber es hätte lange nicht so vieler Kraft gegen ein so baufälliges Bretterwerk bedurft; die Thüre flog auf und der Arzt taumelte in einem dunklen Raum, wo er über einen Hund stürzte, der unter lautem Geheul hinweg sprang und bellend die Treppe hinunterflog.

Nur der, welcher in einem Grabgewölbe gewesen ist, vermag die Luft zu schildern, welche dem Arzte hier entgegenschlug. Ohne des Dunkels und der steilen Treppe zu achten, stürzte er hinaus und bedachte kaum, daß es noch mehrere Stockwerke zu untersuchen gab. Die Luft auf der Treppe schien ihm balsamisch gegen diejenige, die er eben verlassen hatte.

Er setzte sich auf die Treppe, lehnte seinen Arm aufs Geländer und stützte seinen Kopf darauf; denn er glaubte ohnmächtig zu werden. Dann wurde es ihm klar, daß noch zwei Stockwerk übrig waren, und daß die Kranke, wenn überhaupt eine solche hier weilte, droben liegen müßte. Nur der Gedanke, daß er eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen hatte, trieb ihn hinauf, aber es erging ihm hier wie in den anderen Etagen: die Thüren blieben hartnäckig verschlossen, all sein Rufen und Klopfen war vergebens, Dunkel und Oede herrschten überall.

Schon glaubte der Doktor, daß er gefoppt worden sei, oder sich in der Wohnung geirrt habe, denn er stand dicht unter dem Dache und hatte die vom Sonnenschein durchwärmten Dachziegel fast gerade über seinem Kopfe; da entdeckte er, daß die Treppe noch eine schmale Wendung mache und daß von dort eine roh zusammengenagelte Holzleiter zu einem Loche hinaufführte, das vielleicht auf dem Boden mündete. Mit großer Mühe und Beschwerde kletterte er hinan und kam in eine Atmosphäre, so heiß, so schwer und erstickend, daß schon minutenlanges Verweilen darin Kopfschmerz verursachen mußte. Finsterniß herrschte in dem Gange, der ihn aufnahm, und der so schmal war, daß er fast mit seinen Ellbogen die Wand berührte, als er hindurchschritt.

Es war nach der Meinung des Arztes unmöglich, daß ein Mensch hier leben und athmen konnte, und er wäre ohne weiteres Nachsinnen umgekehrt, wenn er nicht geglaubt hätte, am Ende des Ganges ein sehr schwaches Licht zu bemerken.

Er tastete sich dorthin und kam an eine kleine Holzthüre, die halb offen stand, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich überhaupt nicht schließen ließ.

Er klopfte an und horchte...

Kein Laut, keine Antwort war zu vernehmen.

Der Arzt stieß jetzt die Thür auf, trat ein und bemühte sich, das dichte Dunkel mit den Blicken zu durchdringen. In einer Stubenecke gewahrte er die lange Schnuppe eines eben ausgebrannten Talglichtes, die einen röthlichen Schimmer verbreitete.

Vor ihm befand sich ein ungewöhnlich kleines Fenster, und bei dem schwachen Licht, welches durch dieses Fenster hereinfiel, glaubte er eine weiße Gestalt zu bemerken, die auf der Diele lag, unter der Dachecke gekauert und anscheinend in einer Stellung, als ob sie abwehrend und erschrocken die beiden Hände gegen den Eintretenden ausstrecke.

„Fürchten Sie sich nicht!" sagte der Arzt mit lauter Stimme, indem er sich näherte. „Es ist der Arzt, den Sie haben rufen lassen."

Keine Antwort.

„Leiden Sie viel? Haben Sie Krämpfe gehabt?"

Wieder keine Antwort.

Der Doktor beugte sich hinab, um den Puls der Erkrankten zu fühlen. Er erfaßte eine Hand, die steif und kalt war wie Eis.

In demselben Augenblicke fuhr ein flammender Blitz über den Himmel, das elende Loch wurde taghell beleuchtet. Auf der Diele lag ein junges, fast nacktes Mädchen. Ihr langes blondes Haar war aufgelöst und ringelte sich unordentlich, mit Stroh und Hobelspänen verfitzt, um ein bläulich blasses, eingefallenes Gesicht, dessen große offene Augen keine Spur von Leben zeigten.

Der Arzt fuhr mit einem Grauen zurück, das sich nicht beschreiben läßt. Kalter Schweiß perlte an seiner Stirn und ein eisiges Gefühl rieselte von seinem Nacken über den Rücken hinab und zwang ihn fast, in die Höhe zu springen.

In diesem Augenblick stand Alles klar vor ihm. Zu seinen Füßen lag das letzte Opfer der gräßlichen Stätte, in Jammer und Verzweiflung dahingefahren, ohne daß eine einzige Hand ihr Pflege gereicht, ohne daß ein einziges Wort des Trostes in ihrer Todesstunde zu ihr geklungen.

Das Haus war ausgestorben.

Skylla und Charybdis.

Die von den classischen Seefahrern des Alterthums schon so schauerlich beschriebenen Wirbel und Strudel an der, Sicilien von der Südspitze Italiens trennenden Meerenge, die Skylla und Charybdis, haben in Folge der allmäligen Vervollkommnungen im Schiffsbau und in der Schiffahrt schon längst ihre Schrecknisse verloren und nur kleinere Fahrzeuge, wenn sie nicht mit der nöthigen Vorsicht geleitet werden, kommen noch gelegentlich in Gefahr. Die Felsen der Skylla (von den Umwohnern jetzt La Rem genannt) liegen an der Westküste von Calabrien nur wenige Meilen nördlich von der Charybdis. Das Gefährliche der Stelle liegt in der heftigen Brandung, welche durch die Strömung gegen die unter dem Meere liegenden Riffe stößt. Unmittelbar darüber erhebt sich das Festland steil und kühn aus dem immerwährend schäumenden Wasser und hoch oben auf der Spitze thront das Schloß Skylla. Die Felsen fallen theils senkrecht herab, theils ragen sie stellenweise über das Meer, welches den Grund hinweggespült zu haben scheint, hinaus. Die Stadt Skylla erhebt sich von der Küste bis zu dem obern Flachlande und ist in neun übereinander liegenden Häuserreihen erbaut, so daß der Grund der einen Reihe mit den Dächern der andern in gleicher Linie liegt. Am Fuße der Felsen befindet sich eine Bucht, in welcher die Fischer ihre Boote bergen. Die ganze Küste war von Alters her häufigen Erdbeben unterworfen, und besonders bei demjenigen von 1783 wurde ein großer Theil des Vorgebirges Skylla abgerissen und in das Meer geworfen.

Der Strudel der Charybdis befindet sich in der Meerenge von Messina selbst und wird durch die abwechselnde Strömung des Meeres von Norden und Süden und umgekehrt hervorgerufen. In kurzer Entfernung von der Küste ist ein Theil der Meeresfläche bei 70 bis 80 Klafter Tiefe in stetem Kreisen begriffen und reißt Alles, was in seinen Bereich kommt, mit sich in die Tiefe hinab. Die Namen Skylla und Charybdis gehören der griechischen Mythologie an. Die Sage von der Skylla wird verschieden erzählt. Nach einer späteren Mythe war Skylla ein sehr schönes Mädchen, das von Glaukos geliebt wurde, da seine Liebe nicht erwiedert wurde, wandte er sich an Circe, welche ihm einen Zaubertrank bereiten sollte, der die gewünschte Wirkung hervorzubringen vermöchte. Die den Glaukos liebende Circe jedoch warf aus Eifersucht ein Zaubergift in das Wasser, in welchem sich Skylla badete. Dadurch plötzlich in ein Ungeheuer verwandelt, stürzte sie sich aus Abscheu vor ihrer eigenen Gestalt in das Meer. Charybdis war eine Tochter des Poseidon, welche dem Herakles einige von Geryon's Rindern entführt und dafür von Zeus durch Blicke getödtet und in's Meer gestürzt wurde, wo sie, in der Nachbarschaft der Skylla, durch dreimaliges Einschlürfen und Ausstoßen von Wasser ein furchtbares Getöse machte. Der Wirbel heißt jetzt Calofaro.

Geistes-Abwesenheit. Ein seltenes Beispiel von Geistesabwesenheit erzählen die amerikanischen Zeitungen von einem Kärner aus Vermont, welcher zu Markte fahren wollte. Er hob nämlich das Pferd auf den Karren, spannte sich vor denselben und merkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er wiehern wollte.

Louis Napoleon.

(Ein Portrait.)

So sehr sich auch die aus allen Gatten des Liebvaterlandes nach Kassel strömenden Porträtmaler und Photographen um die Erlaubniß bemüht haben und noch bemühen, von dem unterbrochenen Kaiser der Franzosen ein Bild aufnehmen zu dürfen, hat derselbe sich doch nicht entschließen können, einem von ihnen zu sitzen. Forschen wir nicht nach dem Grund dieser Zurückhaltung, ehren wir den Entschluß eines Mann, den das unverschuldete Glück getroffen hat, in das Schloß unerbittlicher Feinde geworfen zu werden. So ziehen denn alle Künstler unverrichteter Conterfeis wieder ab.

Allerdings erscheinen trotzdem in allen illustrirten Zeitungen Portraits Napoleons in großer Anzahl, aber sie entspringen alle der Künstlerphantasie, da wir, selbst zugegeben, daß sich der Kaiser geschnitten, nicht annehmen können, daß er sich auch selber auf Holz gezeichnet habe. Wir sehen ihn als Sédaniel in der Löwengrube neben Bismarck, oder im Prunkkerker des einstigen Rothweinbaders von Westphalen, dem Geheimsekretär Pierre seine Verarmung und Bettelei in die Feder diktirend, aber, wie gesagt, diese Portraits sind das Werk der Phantasie, denn der Retter der Gesellschaft meidet die der Maler und Photographen mit großer Sorgfalt. Er läßt sich um keinen Preis auf Leinwand werfen, oder geht ebensowenig in die Sonne eines Photographen, nicht etwa, weil er Butter auf dem Kopf hat, sondern weil er augenscheinlich Alles vermeiden will, was ihn einst daran erinnern könnte, daß er einmal gesessen habe.

Indeß—das Publikum will wissen, wie der muthmaßliche Thronfolger Gambettas diesen Augenblick aussieht, wo er, geschieden von seiner besseren Chislehursterin, als Strohkaiser seine Wilhelmshöhe doppelt erträglich findet. Unsere Bemühung, ein Portrait anzuschaffen, das wir unseren geehrten Lesern vorführen könnten, ist nicht mit Erfolg gekrönt. Wir haben indeß einen glücklichen Ausweg gefunden. Mit Hülfe sämmtlicher Feuilletons, welche seit dem Einzuge Napoleons in das Schloß seines Vorpharaos über ihn geschrieben und gedruckt sind, ist es uns gelungen, aus Einzelnheiten ein Bild des Kaisers zusammenzusetzen.

Hier ist das Bild:

Louis Napoleon geht niedergedrückt und gebeugt umher, hoch aufgerichtet und ungebrochen. Verschlossen und stumm, spricht er mit Jedem, den er auf seinen Promenaden trifft, auf welchen er häufig gesehen wird, denn er verläßt nie sein Arbeitszimmer, aber stets lächelnd, finster, ärgerlich und überaus gut aufgelegt. In seinen Bewegungen erscheint er wie ein Vierziger und kerngesund, zitternd, über Schmerzen klagend, das Bild eines mit dem Leben abschließenden steinalten Mannes. Sein Auge ist matt und glänzend, sein Haar voll, spärlich, gebleicht, blond. Mit Leichtigkeit springt er auf's Pferd und galopirt stundenlang im Gehölz umher, er reitet jedoch nie aus, weil ihm das Reiten viel Schmerz verursacht. Sein Teint ist ein frischer und gesunder, man sieht ihm die Sorgen der letzten Monate deutlich an, seine Wangen sind bleich, stark geröthet, eingefallen und frisch, wie die eines Jünglings. Er hat sich auf den Rath seiner Aerzte das Rauchen ganz abgewöhnt, und selten sieht man ihn ohne Cigarre. Er spricht laut, fast unhörbar, redet überaus wenig und läßt Niemand zu Worte kommen. Seine Stirne ist dabei voller Falten und niemals runzelt er sie, wie er überhaupt stets zufrieden, mürrisch, fast glücklich und von Reue verfolgt aussieht. Er ißt ungemein wenig und läßt, da er gerne und viel speist, keine der vielen Schüsseln seiner vortrefflichen Küche unberücksichtigt. Theilnahmlos aus dem Fenster sehend, ist er fast immer im Park. Seine Garderobe ist sorgfältig, vernachläßigt, modern, als habe er sie seit sechs Monaten nicht gewechselt, er trägt stets Uniform und erscheint ausschließlich im Gehrock, immer aber ganz allein, von wenigstens acht Herren seines Hofstaates umgeben. Er empfängt Niemand und ist während des ganzen Tages von Besuchern in Anspruch genommen. Er geht stets sehr spät zu Bett, etwa um 10 Uhr, und läßt sich Morgens um 8 Uhr wecken, um 5 Uhr bereits am Schreibtische sitzend und arbeitend. Niemals trinkt er Wein, vorzugsweise rothen. Sehr sparsam, gibt er das Geld mit vollen Händen aus. Stets wünscht er, wieder auf den Thron zu gelangen, und zieht das Exil entschieden der Rückkehr nach Frankreich vor. Zu dieser seiner Seelenstimmung paßt die Struppigkeit seines immer elegant zugespitzten Schnurrbarts vollkommen.

Indem wir mit vielem Vergnügen dieses aus mindestens 200 Feuilletons mühsam zusammengetragene Portrait des Kaisers Napoleon unseren geschätzten Lesern übergeben, hoffen wir, daß derselbe besser von uns getroffen erscheint, als dies der bekannten Kugel bei Sedan möglich gewesen ist.

Nichts ist schöner, als der Tod, welchem ein tugendhaftes Leben vorherging.

Steter Kreislauf.

Greife nur mit vollen Händen
In das Leben frisch hinein,
Nimmer wird der Kreislauf enden
Hehrer Freuden, tiefer Pein.
Nach der Krankheit folgt Genesung,
Folgt Gesundheit oder Tod,
Leben blüht aus der Verwesung
Hoffnungsfrisch und morgenroth.

Matt am Stabe schwankt das Alter,
Und das Herz, das müde, bricht,
Doch der Geist schwingt sich, ein Falter,
Kühn hinauf zum Sonnenlicht;
Und es kommen und vergehen
Die Geschlechter fort und fort,
Untergang und Auferstehen,
Ist das große Losungswort.

Weste, die uns Kühlung brachten,
Lufthauch, der in Blumen wühlt,
Hat vielleicht in heißern Schlachten
Cäsar's Heldenstirn gekühlt.
Halt' es nicht für eitle Träume,
Wenn Du hörst, daß jenes Laub
Riesenhafter Palmenbaume
Einhüllt Alexander's Staub.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Steh'n wir; Wellen sind's im Meer,
Und es spannt der blaue Aether
Seinen Lichtkranz um uns her.
In dem reichen Weltgetriebe,
— Scheint's auch unverständlich Dir, —
Schwingt die Allmacht und die Liebe
Unvergänglich das Panier.

Thor, Du willst die Räder halten,
Die sich unablässig dreh'n?
Ewig wechseln die Gestalten,
Neu in Formen zu ersteh'n.
Reicht zum Bunde Euch die Hände,
Ewig ist kein leerer Schall,
Ohne Anfang, ohne Ende
Ist das grenzenlose All.

Die Geheimnisse des Serai's.

Die Völker des Ostens haben bei ihren Aneignungsversuchen europäischer Bildung mit einem großen Hinderniß zu thun. Es ist dies die Stellung, welche die Vielweiberei den Frauen aufzwingt. Wir nennen geflissentlich, die Folge des Instituts, nicht das Institut selbst, denn wir wissen recht gut, daß die Vielweiberei, an die der gute Deutsche denkt, wenn er am Biertisch seinem Wunsche, ein Türke (sprich Terke) zu sein, Ausdruck verleiht, nur in seltenen Fällen existirt. Jeder kann sich sagen, daß mehrere Frauen zu haben, eine äußerst kostspielige Sache sein muß, insbesondere wenn die Huldinnen, wie es in der Türkei der Fall ist, von früh bis spät bedient sein wollen und Perlen und Diamanten zu den ersten ihrer Bedürfnisse rechnen.—Aber es kommt gar nichts darauf an, ob nicht mehr als tausend oder anderthalbtausend Türken des ganzen osmanischen Reichs einen gefüllten Harem haben. Das Entscheidende ist die wegwerfende Meinung von den Frauen, die das mohamedanische Institut der Vielweiberei veranlaßt hat. Nichts als gleichberechtigte Lebensgefährtin und Gehülfin betrachtet, sondern auf ziemlich dieselbe niedrige Stufe verwiesen, auf der das Lieblinsroß und die Lieblingswaffe ihren Platz haben, ist die Frau kein sittlicher Factor des mohamedanischen Lebens. Verschiedene Dinge, die sich unserer Besprechung entziehen, haben den Gesammterfolg, daß die Mohamedanerin sehr oft äußerst schlimm und sehr selten wohlthätig auf die Familie und die Erziehung einwirken kann. Man schaffte dem Türken ein schönes Familienleben und die Reform, die noch immer an Dornen, Spitzen und Hacken hängen geblieben ist, wird schnell vor sich gehen, weil er dann eine höhere sittliche Stufe erstiegen hat. Aber ein solches Familienleben ist unmöglich, so lange die Verachtung der Frauen fortdauert, aus der die Vielweiberei entstanden ist.

Seit Lady Montagu das Serai des Großherrn auf der Spitze des goldenen Horns zuerst betreten, hat sich der dichte Schleier, der auf der türkischen Haremswirthschaft lag, sehr gelichtet. Viele europäische Damen haben das eheliche Leben ihrer türkischen Mitschwestern mit Muße studiren können und sind meistens mit Mittheilungen über ihre Wahrnehmungen nicht karg gewesen. Die Dame hatte das Glück in die Harems eines ehemaligen türkischen Gesandten in Neapel und eines Paschas eingeführt zu werden und einige Freundschaften zu schließen, durch die ihr das großherrliche Serai zugänglich gemacht wurde.

Serai heißt großes Gebäude, Schloß. Serail ist französische Schreibart u. sollte deshalb nicht gebraucht, wenigstens nicht französisch ausgesprochen werden. Das Serai des verstorbenen Sultans Abdul Meschid war Dolma Badschi, ein Schloß im abendländischen Styl, das an das alte Serai grenzt und mit ihm in Verbindung steht. Es ist von einem prächtigen Garten umgeben, in dem die Damen des Harems ungesehen sich erholen können. Auf der einen Seite grenzt dieser Garten an eine hohe Mauer, auf der andern Seite an den Bosporus. Der Sultan wohnt nicht im Serai selbst, hat dort aber einige prächtige Empfangszimmer und einen Thronsaal, in dem er am Neujahrstage, während der Bairamsfeste und bei andern feierlichen Gelegenheiten auf seinem Thron sitzend die Huldigungen seiner Damen empfängt. Früher war es Sitte, daß die Frauen des Harems, wenn sie nach ihrem Range bei ihm vorbeizogen, ihm die Füße küßten. Abdul Medschid hat diesen Gebrauch dahin geändert, daß die Damen eine auf dem Schooß des Sultans liegende Schärpe, deren Spitze ihnen ein Sklav entgegenhält mit der Hand berühren; dies gilt für einen Kuß.

Wenn man sagt, daß die Zahl der Frauen des Serai's sich auf fünfhundert belaufe, so zählt man die Ehrendamen und die zur Bedienung der regelmäßigen sechs Frauen, der vier Favoriten und der Ehrendamen selbst bestimmten Sklavinnen mit. Die letztern sind junge Mädchen, die der Sultan kauft, sorgfältig erziehen läßt und, nachdem sie das jungfräuliche Alter erreicht haben, verheirathet. Je nach ihrem Talent und ihrer Neigung unterrichtet man sie im Gesang, im Tanz oder in der Schauspielkunst. Es giebt im Serai zwei Musikchöre. Das eine hat die bei der Militärmusik gewöhnlichen Instrumente und trägt dieselbe Uniform wie die türkische Regimeutsmusik, aber mit reicheren Stickereien. Dieses Chor, das aus lauter Mädchen besteht, bildet bei Opern das Orchester und hat auch einen weiblichen Kapellmeister. Das zweite Musikchor besteht aus Mädchen, welche singen und sich dazu auf irgend ein Instrument begleiten, oder Piano, Harfe oder Violine spielen. Diese Musikerinnen begeben sich auf Verlangen zu den Frauen und Favoriten des Sultans und erheitern sie durch Spiel, Gesang und Tanz. Für Schauspiel, Ballet und Oper ist ein großer Saal des Serai's bestimmt, der wie unsere Schauspielhäuser eingerichtet und mit unerhörtem Luxus ausgestattet ist. Gespielt werden gewöhnlich italienische Opern oder französische Ballets, und alle Musiker, Tänzer, Schauspieler und Sänger sind Mädchen. Frau Olympia Audouard versichert, daß die jungen Türkinnen in Männerrollen vortrefflich sind. Selbstverständlich findet in diesem Schauspielhause mit Ausnahme des Sultans kein Mann Zutritt. Die Zuhörerschaft besteht aus den Damen des Serai's, den eingeladenen Frauen vornehmer Türkinnen und aus Europäerinnen.

Die sechs Frauen und die vier Favoriten des Sultans haben jede ihre besondere Wohnung, die aus einem Schlafgemach, einem Speisezimmer und einem Gesellschaftssaal besteht. Jede hat ihre Sclavinnen, ihre Wagen, ihre Kutscher (Eunuchen), kurz ihre vollständige Dienerschaft. Wenn sie will, kann sie sich von den übrigen Damen vollständig abschließen, doch findet das, gelegentliche Eifersüchteleien ausgenommen, nicht statt, und die Damen machen sich vielmehr Besuche und laden sich zu Mittagessen und Abendgesellschaften ein. Von einer Gefangenschaft im Serai ist wenigstens jetzt nicht mehr die Rede. Wenn eine Sultanin oder Odaliske Lust bekommt—und das geschieht sehr oft—einen Ausflug nach den süßen Gewässern zu machen oder auf einem Bazar einzukaufen, so bestellt sie einfach ihren Wagen, fährt fort u. bleibt so lange aus, als es ihr gefällt. Auch die Favoriten und die Ehrendamen haben jede eine besondere Wohnung, eigene Dienerschaft und Wagen und Pferde. Die Sclavinnen, die man in einer Kunst unterrichtet hat, sind in Abtheilungen getheilt, an deren Spitze eine Vorsteherin steht. Ihr eigenes Zimmer hat jede und ist allein. Das Nadelgeld einer solchen Sclavin beträgt monatlich fünfhundert Piaster oder $33\frac{1}{3}$ Thaler unsers Geldes. Die gewöhnlichen Sclavinnen, die unsern Dienstmädchen gewöhnlichen gleichstehen, haben gemeinschaftliche Schlafsäle mit je fünfundzwanzig Betten.

Von der Ausstattung aller Serai's sagt Frau Olympia, daß sie, die doch die französischen Schlösser kenne, von diesem Luxus ganz erstarrt gewesen sei. Das Schönste sind die Bäder, namentlich die des Sultans. Der erste Saal desselben ist rings von Divans umgeben, auf denen der Sultan, um sich an die steigende Hitze der folgenden Zimmer zu gewöhnen, im Bademantel Platz nimmt und einige Pfeifen raucht.

Im zweiten Saal sind die Divans über und über mit Goldstickereien besetzt, die Mauern mit venetianischen Spiegeln bedeckt und die schönsten und seltensten Blumen in verschwenderischer Fülle aufgestellt. Das Bad selbst ist ein Rundbau, der blos aus Marmor und Glas besteht. Die Kuppel ist aus dem reinsten Bergkrystal gebildet, die Wasserhähne der Badewannen sind aus massivem Gold. Unter drei vollen Stunden verläßt der Sultan dieses Bad nicht.

Sultan Abdul Meschid war gegen die Damen seines Harems die Güte selbst. Trotzdem fühlten sich nicht alle glücklich. Eine seiner Frauen, die schöne Ketiras, verliebte sich sterbend in einen General, den sie in Bazaren und in seinem Kaik auf dem Bosporus gesehen hatte. Ihre Liebe hatte nicht den tragischen Ausgang, den Harems-Abenteuer in den Romanen nehmen. Keine Schaar von Bostandschis brach nächstens beim General und brachte einen Henker mit, der dem Liebenden den Kopf vor die Füße legte, kein geheimnißvoller Kahn fuhr im Dunkel auf dem Bosphorus hinaus und entlud sich eines Sackes, aus dem, ehe er in's Wasser plumpte ein: „Bald mit Dir auf ewig verbunden!" herausbauchte. Ketiras erhielt den Abschied, als der Sultan den Zustand ihres Herzens erkannte, und wurde in allen Ehren die Frau des Generals. Der Beglückte hatte sich übrigens dieser Vereinigung nicht gerade zu freuen. An den ungeheuren Luxus des Serai's gewöhnt, setzte die Dame ihren gewohnten Aufwand fort und hatte in unglaublich kurzer Zeit dahin gebracht, das die Gläubiger das Haus und das sonstige Besitzthum ihres Mannes unter den Hammer brachten, und er selbst gezwungen war, um seine Versetzung in die wohlfeilste Gegend des Reichs nachzusuchen. Der großmüthige Sultan ließ seinen bevorzugten Nebenbuhler aber nicht lange in der Verbannung, sondern bezahlte alle Schulden desselben und richtete ihn in Constantinopel neu ein. Ob Dame Ketiras seitdem wirthschaftlicher geworden ist, darüber schweigt die Geschichte.

Mit dieser Güte Abdul Medschis wurde ein arger Mißbrauch getrieben. Die Damen seines Harems erlaubten sich Ausgaben, die selbst für Sultaninnen und Odalisken alles Maß überschreiten. Jedes ihrer Zimmer war mit den eleganten und kostspieligen Dingerchen vollgestopft, die in Gestalt von Perlen und Diamanten, Fläschchen und Körbchen das weibliche Herz erquicken. Der Sultan verbat sich diesen ungeheuren Aufwand zuweilen, aber dann bildete sich eine allgemeine Verschwörung gegen ihn; man schmollte, trotzte, weinte, und um seine Ruhe wieder zu haben, mußte Abdul Meschid wohl nachgeben.

Im Jahre 1858 wurde das Unwesen so arg, daß die europäische Diplomatie dem Sultan in Masse aufwartete und ihn dringend bat, sich einmal als Herr im Hause zu zeigen. Abdul Medschid seufzte tief auf u. erließ einen Hatti-Humayum, in dem er seinen Unwillen aussprach, daß abgesehen von den nothwendigen Ausgaben, die durch die Vermählungen von Prinzessinnen entstanden, mehr Schulden aufgelaufen seien, als er zu bezahlen vermöge. Ein Ausschuß von Beamten untersuchte den Schuldenstand des Serai's und ermittelte binnen kurzem eine Gesammtsumme von 500,000 Beuteln oder 250 Millionen Piastern (beinahe siebzehn Millionen Thaler). Uebrigens lag es nicht an dem Sultan, daß diese Schulden nicht noch größer waren, denn er selbst hatte für die Feste des letzten Bairams sechzig Millionen Piaster (vier Millionen Thaler) gefordert und war nur ungern mit eilf Millionen Piastern, die der Bankier Baltazzi vorschoß, zufrieden gewesen. Bei dieser Untersuchung des Schuldwesens kamen große Veruntreuungen und noch größere Verschwendungen an den Tag. Viele Beamten wurden abgesetzt, eine Schwester u. vier verheirathete Töchter des Sultans unter Vormundschaft gestellt, aber im Serai selbst blieb es beim Alten.

Jene Verheirathungen von Prinzessinnen, an deren Kosten, wie der Haiti-Humayum von 1858 erklärt, nichts gespart werden kann, verdienen eine besondere Erwähnung. Hat eine der Töchter des Sultans das Alter erreicht, in dem man Türkinnen zu verheirathen pflegt, so sucht der Vater unter den Vornehmen des Hofes nach einem Manne für sie. Gefällt ihr ein junger Mann besonders, so ertheilt man ihm den Rang eines Generallieutenants, unter den nie herabgegangen wird. Der Erwählte bekommt außerdem einen prächtigen, mit Allem versehenen Palast und 60,000 Piaster (4000 Thaler) monatlich Taschengeld; alle Kosten seines Haushaltes bestreitet der Schwiegervater.

Der Erwählte ist nicht immer davon erbaut, daß man ihn erkoren hat. Ist er verheirathet, so muß er sich scheiden lassen, nie darf er neben der Prinzessin eine Frau oder Geliebte haben, und außerdem wird er mehr der Diener als der Mann seiner Frau. Der Sultan selbst kündigt ihm sein bevorstehendes Glück an, u. ihm liegt die Pflicht ob, sich ehrfurchtsvoll zu verneigen, dem Sultan die Füße zu küssen und einige Worte über die hohe Ehre, das unverhoffte Glück u. s. w. zu stammeln. Er begiebt sich darauf mit einem Kammerherrn, der den kaiserlichen Hatti (Befehl) trägt, zur hohen Pforte. Militärmusik geht voran, längs des Weges sind Soldaten aufgestellt und präsentiren die Gewehre. Oben an der Treppe empfängt den Bräutigam der Großvesir, führt ihn in ein Zimmer, wo die sämmtlichen Minister versammelt sind, und verließ den Hatti. — Diese Ceremonie gilt für die Verlobung.

Die Heirath erfolgt ziemlich auf dieselbe Weise, wie bei den türkischen Vornehmen überhaupt. Ist der Bräutigam reich, so übernimmt er selbst die Kosten des Brautgeschenks, aber in der Regel schickt der Sultan das dazu nöthige Geld. Die Geschenke liegen in einem silbernen oder goldenen Körbchen, auf dessen Deckel Blumen oder silberne Tauben abgebildet sind, und bestehen aus Diamanten, Rubinen, Perlen, Diademen, Armbändern, Gürteln, Tassen und tausend kleinern Gegenständen von Gold, aus Pelzen, goldgestickten Gewändern und Shawls. Der Bräutigam bekommt von seinem Schwiegervater einen prachtvollen Säbel, Knöpfe und eine Uhr mit Kette, Alles natürlich von Diamanten funkelnd, und von seiner Braut einen Rosenkranz von schönen Perlen und Wäsche aller Art. Daß auch die Minister Geschenke machen müssen, ist abgeschafft, wohl aber werden sie vom Sultan beschenkt. — Die Mitgift der Braut ist überaus kostbar. Frau Olympia sah ein Kleid einer Prinzessin, das über hunderttausend Thaler gekostet hatte. Von dem feinen Gewebe, aus dem es bestand, war von Goldstickereien und Perlen wenig zu sehen.

Sind die Geschenke dem Bräutigam überreicht, so begiebt sich die Braut am nächsten Morgen in sein Haus, um sich die Einrichtung anzusehen. Unsere Berichterstatterin war zugegen, als die Prinzessin Fatime, die Verlobte Ali Ghalib Pascha's, diesen Besuch machte. Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, fuhr die Braut in einem Galawagen, der 47,000 Thlr. gekostet hatte, durch die von Menschen halb verstopften Straßen. Sie trug ein himmelblaues seidenes Kleid mit einer Masse von Perlen und Diamanten, und ihr Kopf war ganz in einen Schleier von Goldfaden gehüllt. Der Bräutigam empfing sie an der Thürschwelle seines Hauses. Er war ein schöner junger Mann, aber begreiflicher Weise etwas blaß und aufgeregt, da er seine Zukünftige nie gesehen hatte und auch bei dieser Gelegenheit außer den äußern Umrissen ihrer mit Putz überladenen Gestalt nichts von ihr zu sehen bekam. Als er sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung begrüßt und an der Hand in das Haus geführt hatte, erschien er wieder und entfernte sich. Dieser erste Besuch der Braut erfolgt blos zu dem Zwecke, ihr eine genaue Besichtigung aller Einrichtungen ihrer künftigen Wohnung ohne Zwang und Störung zu gestatten.

Die wirkliche Zusammenkunft der neuen Gatten findet am Abend dieses Tages statt. Um neun Uhr begiebt sich die Prinzessin in ein Staatszimmer des für sie eingerichteten Schlosses und setzt sich auf einen Thron. Zwei Ehrendamen stellen sich zu beiden Seiten neben sie. Vor den Füßen der schön geputzten, mit einem großen Schleier bedeckten Dame liegt ein reich gestickter Teppich. Der Ehemann hat mit seinen Verwandten und Freunden in seiner alten Wohnung gespeist und in einer Moschee sein Gebet verrichtet. Kurz nach neun Uhr begiebt er sich zur Prinzessin und wird von zwei Eunuchen, die ihn an der Thür erwarten, zu ihr geführt. Das Erste, was es thut, ist, daß er auf den Teppich niederkniet und ein Gebet verrichtet. Ist das geschehen, so nähert er sich seiner Frau, grüßt sie unterwürfig, küßt ihr die Hand und spricht einige Worte, wie der Augenblick sie ihm eingiebt. Die Ehrendamen nehmen ihr nun den Schleier ab und er sieht, ob er eine Hübsche oder eine Häßliche geheirathet hat.

Sei sie nun schön oder das Gegentheil, immer wird eine Prinzessin ihren Mann fühlen lassen, wie hoch sie über ihm steht. Er bewohnt ein Zimmer neben dem ihrigen und hat dort jeder Zeit ihre Befehle zu erwarten. Mag er Freunde bei sich haben, oder allein sein, sobald einer ihrer Eunuchen ihn zu ihr bescheidet, hat er sich augenblicklich zu erheben, einen Temena zu machen, d. h. mit der rechten Hand den Boden und dann seine Stirn zu berühren, und sich in ihr Zimmer zu verfügen. In ihrem Zimmer muß er stehen bleiben, bis sie ihn zum Sitzen nöthigt. Macht er seiner Familie einen Besuch oder geht er in Geschäften aus, so muß er zuvor um ihre Erlaubniß bitten und auch, wenn er ungewöhnlich lange ausbleibt, sie davon und von dem Grunde benachrichtigen. Nie läßt ihn seine Frau allein gehen, einige ihrer Eunuchen begleiten ihn und würden sie, wenn er etwas Unrechtes beginge, davon benachrichtigen.

Ein gemeinschaftliches Essen findet in einer solchen Ehe nicht statt. Ihm wird in seinem Zimmer ohne Cermonien aufgetragen, sie speist als Prinzessin. In der Essenszeit wird ein schöner Teppich in ihrem Zimmer ausgebreitet und ein großer oder kleiner Tisch darauf gestellt, je nachdem die Prinzessin allein ist oder Damen eingeladen hat. Für sie wird eine große silberne Platte gebracht und mit seinem Musselin bedeckt, auf den jeder Teller gestellt wird. Ehe die Tafel beginnt, kniet eine junge Sclavin, welche blos dieses eine Amt hat, vor ihr nieder, hält ihr ein goldenes Waschbecken vor und gießt ihr aus einer Kanne in der Form der griechischen Amphoren lauwarmes Wasser über die Hände. Eine andre Sclavin überreicht ihr ein Handtuch von weißer Seide, mit Goldfranzen besetzt. Die Küche befindet sich außerhalb des Harems, und alle Speisen werden in einem mit weißem Musselin verhüllten Behälter herbeigetragen. Dieser Behälter ist in der Küche versiegelt worden, und ehe die Prinzessin von einem Gerichte genießt, prüft eine Ehrendame das Siegel, ob es unverletzt ist. Nach dem Essen, bei dem Sklavinnen Musik machen, wäscht sich die Prinzessin wieder und begiebt sich in ein anderes Zimmer, um ihr Gebet zu verrichten. Nun beginnt ihre Abendunterhaltung. Auf einen Divan ausgestreckt, raucht sie eine Pfeife oder Cigarre und läßt sich vorlesen oder vorspielen. Hat sie Freundinnen eingeladen, so findet ein Concert, oder Ballet, oder Schauspiel statt und es werden dabei seltene Früchte, Backwerk und Kaffee herumgereicht. Will die Prinzessin Herren sehen, so giebt sie ihrem Mann den Befehl, an bestimmte Personen Einladungen zu erlassen. Solche Gesellschaften versammeln sich in einem Zimmer, das durch ein vergoldetes Gitter in zwei Theile getheilt wird. Auf der einen Seite befindet sich die Prinzessin mit ihren Dienern u. hört und sieht ohne gesehen zu werden, auf der andern Seite sind die Herren und wählen ihre Gespräche so, daß Ihre kaiserliche Hoheit unterhalten wird.

Für den Mann giebt es kein Mittel, seiner Knechtschaft zu entrinnen. Seine Prinzessin kann sich jeden Augenblick von ihm scheiden lassen, er muß bei ihr aushalten. Er hat keinen andern Trost als den, daß sein Leben ihn nichts kostet, und daß er an dem fabelhaften Luxus, den seine Frau treibt, so weit Antheil nimmt, als sie ihm erlaubt. Diese Prinzessinnen-Männer sind als die Sühnopfer zu betrachten, welche das männliche Geschlecht als Strafe für seine Verachtung der Frauen darbringt. Immerhin ist das Gebot für solche Männer, eine zweite und dritte Frau zu nehmen, ein türkisches Eingeständniß, wie entwürdigend die Vielweiberei ist. Die Türken sollten daraus die Moral ziehen: „Was Du nicht willst, daß einer Prinzessin geschieht, das thue auch einer Andern nicht.

Vier Blicke. Wenn eine Dame, wir sprechen von einer solchen, die im vollen Sinne der vornehmen Welt eine solche ist, ihren Hut aufgesetzt und ihre Handschuhe angezogen hat und eben den Regenschirm nehmen will, so geht sie, sagt man, noch einmal nach dem Spiegel und wirft einen langen vielsagenden Blick hinein. Wir fragten deshalb einmal eine schöne liebenswürdige Frau, ob dies wahr sei, und sie war so freundlich, uns zu erwiedern: „Ja wohl, das ist wahr, aber nicht die volle Wahrheit. Diese besteht darin, daß wir vier Blicke in den Spiegel werfen. Kein Frauenzimmer ist mit einem zufrieden. Der erste Blick gilt uns selbst, das ist nicht mehr als billig; der zweite gilt unserm Manne, ob wir ihm auch gefallen werden, das ist in der Ordnung; der dritte gilt unsern Freunden, das ist großmüthig, und der letzte ist für unsere Nebenbuhlerinnen, das liegt in der menschlichen Natur. Wenn mir der erste Blick genügt, dann weiß ich, ist Alles Recht und ich kann beruhigt ausgehen.

Neun düser Trochu! Gübt ör dan heulügen Vater dü Versücherung, sogleuch dör Früde geschlossen seu, würde Frankreuch für dör Wüderhörstöllung dör wöltlüchen Hörrschaft dös Papstes euntröten! Es föhlt nur bloß noch, daß düser Garübaldü dön Oberbeföhl dör von Frankreuch gögen Uetalien ßu büldenden Armöö übernümmt, so wöre auch dör lötzte Schrütt vom Erhabenen dör röpublikanüschen Uedöö ßu dör—Heuterkeut dör Neuen Charüté gethan. Heußt eune Consöquönz!

Zwickauer.

Bergleich. „Merkt's Euch's Leute. Beim Angriff muß Jeder seinen Gegner packen und mit ihm kämpfen, bis Einer oder der Andere todt ist."—„Herr Hauptmann! Schicken Se mer mein' Gegner, werd' ich mich mit ihm vergleichen."

Im Gegentheil. Fabrickherr: „Vergessen Sie nicht: ich ernähre 600 Menschen in meiner Fabrik."

Steuerbeamter: „Im Gegentheil: die 600 Arbeiter ernähren—Sie."

Geben. Willst Du der Erde Seligkeit gewinnen, so öffne zum Geben Deine Hand, zum Nachgeben Dein Gemüth, zum Vergeben Dein Herz.

Auswärtige Agenten dieses Blattes sind folgende Herren:

G. Wm. Bader.......Port Clinton, O
Carl L. Thomas.......Cairo, Jll
Fred. Seeman.......Oregon, Mo
Conrad Wiederhold.......Saline Coal Mines, Jll
Ferdinand Rohde.......Dexter, Iowa
Chas. Kramer.......New Albany, Ind
Chas. D. Hoffmann.......O'Fallon Depot, Jll
Fred. Dilg.......Mascoutah, Jll
J. Herrod.......Slate Cut, Ind
John Vogt.......Central City, Jll
John Balser.......Lafayette, Ind
Wm. Wachs.......Evansville, Ind
Chas. Surmann, P. M.......Santa Claus, Ind
C. H. Mohr.......Wilmington, N. C
John Stautt.......Seymour, Ind
A. Woehrlin.......Carandolet, Mo
M. Reinmann.......Volks-Garten, Indianapolis
Charles Argus.......Madison, Ind
Wm. von Almen.......Olney, Jll
Fred. Miller, jr.......Vincennes, Ind
Jos. B. Kappler.......Clarksville, Tenn
Bruno Großcurth.......Henryville, Otisco ic
Berger.......Charleston, Ind
John Dorn, Friedensrichter.......Cannelton, Ind
J. Kramer.......Tell City, Ind
Chas. Ladenburger.......Dover, Ky
S. Salm.......Troy, Ind
Ph Eigenmann.......Rockport, Ind
Carl Zuckriegel.......Owensboro, Ky
Adam Spieth.......Jeffersonville, Ind
L. Richter.......Golconda, Jll
W. Bierschenk.......Henderson, Ky
W. L. Stretter.......Mt. Vernon, Ind
Adam Henneberger.......Paducah, Ky
H. Appenfeld.......Princeton, Ind
Rev. J. H. W. Schmitz.......Metropolis, Jll
Ch. Horn.......Duquoin, Jll
Henry Ruth.......Sommerfield, Jll
Christ. Nix, Pastor.......Haysville, Ind
Caspar Schaefer.......Berford, Ind
Ed. John.......Terrehaute, Ind
Geo. Schuhmann.......Vandalia, Jll
Robt. Schefer.......Petersburg, Va
Fried. Schaeuffele.......Michigan City, Ind
Zacharias Klein.......New Boston, Ind
H. A. Schröer.......Dubbletown, Ind
Euker u Bro.......Richmond, Va
Frank Leonhart.......Trenton, Jll
Geo. Schade.......Butler Str., Pittsburg
Julius Posent.......2100 Congreß Str., St Louis, Mo.
Conrat Stellach.......Rockford, Ind